

Glückliches Finnland, Kapitalismus bei Tieren, Reese Witherspoon

Nummer 7 – 17. Februar 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Der gefährlichste Politiker der Schweiz

Wie ein gutgelaunter Bundespräsident das Land ohne böse Absicht
in fremde Händel verstrickt. *Marcel Odermatt*

«Europa macht's besser»

SPD-Doyen Klaus von Dohnanyi zur Lage der Welt. *Erik Ebnetter und Roger Köppel*

Polizei schont Antifa

Corona-Kritiker eingekesselt, Rechtsextreme festgenommen,
Linksextreme laufengelassen. Warum? *Kurt Pelda*

Stephen Fry
Daniel Weber würdigt
das britische
Universal-Genie

4
706900 107761
20

Hertz



Immer wieder Hertz. Mit Hertz Yellow.

Mit der Hertz Yellow Card profitieren Sie in der ganzen Schweiz von 15 % Rabatt bei jeder Miete von Personenwagen und Nutzfahrzeugen.

Jetzt registrieren auf www.hertzyellow.ch

Der Bundesrat verheizt sich

Schwarzer Sonntag für den Bundesrat.»
«Drei Ohrfeigen für den Bundesrat.»
«Der Bundesrat verliert, verliert, verliert.»
«Bundesrat an der Urne erneut gescheitert.»
«Niederlagenserie für den Bundesrat.»
«Warum versenkt das Volk so viele Vorlagen von Bundesrat und Parlament?»

Ja, warum eigentlich?

Die Antwort ist ganz einfach, aber lustigerweise ist noch keiner darauf gekommen: Der Bundesrat verliert, weil er mitkämpft. Wer sich ins politische Getümmel wirft, einsteigt, Partei ergreift, gewinnen will, kann verlieren. So ist das in der direkten Demokratie. Nur in Monarchien, Diktaturen oder repräsentativen Demokratien setzen die Regierungen ihren Willen meistens durch. In der Schweiz ist es anders. Der Chef ist das Volk, nicht der politische Apparat in Bern. Gut so.

Es erscheinen jetzt ellenlange Abhandlungen und Analysen, die herauszufinden versuchen, warum der Bundesrat «out of touch» ist, neben den Schuhen, in abgesägten Hosen dasteht, das Gespür fürs Volk einmal mehr verloren hat. Es gibt viele interessante Hypothesen und Deutungen. Nur die entscheidende Frage stellt niemand, auch die Politiker und Politologen nicht, die jetzt wie ratlose Ärzte neben dem Leichnam ihres Patienten stehen.

Ist es überhaupt richtig, dass sich der Bundesrat mit voller Wucht ins Kampfgeschehen stürzt? Wäre es nicht viel besser, klüger, vernünftiger und vor allem im ursprünglichen Sinn unserer Bundesverfassung, wenn sich der Bundesrat aus allen innenpolitischen Kämpfen und Schlachten konsequent heraushielte, bei Abstimmungen und Wahlen einfach schweigen würde, das Volk ungestört entscheiden liesse?

Die Antwort lautet: ja.

Der Bundesrat ist die «oberste ausführende und leitende Behörde» der Schweiz. Sein Auftrag besteht darin, erstens, die immer grösser und mächtiger werdende Verwaltung zu leiten, sprich: in Schach zu halten, und, zweitens, den Willen des Souveräns – das sind Volk und Stände – auszuführen. Nirgends in der Verfassung oder in anderen Regelwerken unseres Staates steht, der Bundesrat solle aktiver Ge-

stalter der innenpolitischen Willensbildung sein, eine Art Partei.

Leider ist sich der Bundesrat in den letzten Jahren und Jahrzehnten etwas abhandgekommen, hat er sich hinein- und herunterziehen lassen in die Schützengräben der Politik, hat er die Aufgabe der Parteien an sich gerissen, sich auch zuschieben lassen, angestachelt von den Medien, verführt durch das Ecstasy der Auf-

Bundesräte sind keine Grenadiere der Innenpolitik. Sie stehen über den Schlachten der Parteien.

merksamkeit, dabei die Gewaltenteilung zitzend, denn wer den Volkswillen ausführen muss, sollte ihn nicht von oben bilden, gestalten, erzwingen wollen.

Legionen von PR-Beratern, Demoskopern und Meinungsmasseuren arbeiten heute in Bern, um dem Volk die Weisheiten der Regierung einzuträufeln, eine Millionenbranche auf Kosten des Steuerzahlers, so teuer wie erfolglos, siehe nur das letzte Wochenende. Der Bundesrat sollte seine Propagandaabteilungen umgehend ent-

lassen und sich zurückbesinnen auf den ihm zugedachten Auftrag, die Volksentscheide umzusetzen, die Volk und Parteien untereinander ausgefochten haben.

Damit liesse sich übrigens auch in Lichtgeschwindigkeit das beschädigte Prestige reparieren, das unsere Regierung aus all den verlorenen, sinnlosen Abstimmungskämpfen davongetragen hat. Die Genialität der Schweiz liegt doch darin, dass sich die Schweizer selber regieren. Darum haben sie sich eine schwache, für die Bürger ungefährliche Regierung gegeben, zu der sie aber trotzdem mit Respekt anschauen können, vorausgesetzt, diese Regierung verheizt sich nicht selber im politischen Nahkampf.

Umgekehrt: Die Parteien und Politiker, die sich jetzt als besonders eloquente Deuter der bundesrätlichen Serienniederlagen aufplustern dürfen, kommen in den Medien viel zu gut weg. Bundesräte sollten die Kämpfe im Innern ausnahmslos den Parteien überlassen. Anstatt die Rollenvermischung zu kritisieren, heizen die Journalisten sie noch an. Bundesräte, die sich weigern, in einer TV-«Arena» aufzutreten, werden als «Arbeitsverweigerer» verspottet, dabei sind sie Vorbilder.

Viele haben es vergessen: Die institutionell gewollte Schwäche unseres Bundesrats wäre seine grösste heimliche Stärke. Hält er sich heraus, gewinnt er immer, weil er nie verliert. Das Charisma unserer Bundesräte ist dann am grössten, wenn man sie nicht sieht, die glorreichen Sieben, bestaunt, beraunt, gut versteckt hinter dem Rätsel ihrer geschichtsumwitterten Kollegialbehörde, Indianerhäuptlinge, fast magisch respektiert, aber nur solange sie ihr Zelt nie verlassen.

Ja, der letzte Sonntag war eine Ohrfeige, aber vielleicht eine heilsame. Irgendwann müssen es auch die Mitglieder unserer Regierung merken, dass sich die fruchtlosen Kämpfe nicht lohnen. Bundesräte sind keine Grenadiere der Innenpolitik. Sie stehen für die ganze Schweiz und damit über den Schlachten der Parteien. Die Kraft, die sie seit Jahren im Innern verschwenden, könnten sie sich sparen, um unser Land dafür nach aussen kämpferischer zu vertreten. R. K.

Lockdown im Rachen? Wir machen auf!

Hals-, Nasen- und Ohrenchirurgie.
Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Ignazio Cassis, Zürich und die Antifa, Mathias Binswanger über «Horizon Europe», Kaderlöhne der SRG, Gottfried Kellers «J'accuse»-Moment

Passiert nicht noch ein politisches Wunder, fliegt Ignazio Cassis im Juni nach New York City zur Wahl der Schweiz in den Uno-Sicherheitsrat. Für die Diplomaten im Aussendepartement geht ein langersehnter Wunsch in Erfüllung. Seit dem Beitritt der Eidgenossenschaft zum Staatenbund im Jahre 2002 arbeiten sie daran, das Land in das Leitungsgremium der Organisation zu hieven. Von einem Marschhalt in letzter Sekunde wollen sie nichts wissen. Dabei wird vom FDP-Bundesrat und von seinen Leuten ignoriert, dass wir heute in einer anderen Welt leben als vor elf Jahren, als die damalige EDA-Chefin Micheline Calmy-Rey die Kandidatur bekanntgab: der Konflikt zwischen Russland und dem Westen, die immer gefährlichere Rivalität von China und den USA und eine EU, die wegen des Austritts der führenden Militärmacht in Europa – Grossbritannien – nochmals rapide an Schlagkraft verloren hat. Ausgerechnet im historisch dümmsten Moment stehen Cassis und die Schweizer Politik kurz davor, einen kapitalen Fehler zu machen und die Sicherheit der neutralen Schweiz für immer zu torpedieren. **Seite 12**

Während am letzten Samstag die Fernsehkameras auf die mehr als tausend «Antifaschisten» in Zürich gerichtet waren, machte sich unser Reporter Kurt Pelda auf die Suche nach dem Stein des Anstosses der Gegendemonstration, einem Grüppchen Neonazis. Diese versuchten erfolglos, im Niederdorf der Polizei zu entkommen. Von den insgesamt 33 Rechtsextremen wurden 31 vorläufig festgenommen. Das war gut und recht so,



Entrüstung über eine Schmutzkampagne: Jahrhundertautor Keller.

nur liess die Polizei einen ähnlichen Eifer bei randalierenden und gewalttätigen Antifas vermissen. Von den drei der Staatsanwaltschaft zugeführten Demonstranten kam seltsamerweise kein einziger aus dem linksextremen Lager. Die Stadt Zürich ist auf dem linken Auge weitgehend blind. **Seite 20**

Kurz vor der Abstimmung über das Medienförderungsgesetz wurde bekannt, dass die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft ihren Kadern neben dem Lohn auch den bislang variablen Bonus als festen Lohnbestandteil ausgerichtet. Auf diese grosszügige Weise in eigener Sache reagierte die SRG auf Kritik von Medien-

ministerin Simonetta Sommaruga an den hohen Löhnen und Boni der staatsnahen Medienanstalt. Wir werfen die Frage auf, ob die SRG-Kader angesichts ihrer anhaltenden Fehlleistungen diese auch rentenrelevante Lohnaufbesserung wirklich verdienen. **Seite 28**

Politiker und Funktionäre schlagen Alarm: Der Ausschluss der Schweiz von den Forschungsprogrammen der EU bedrohe die Wissenschaft in unserem Land, Talente würden blockiert, Karrieren zerstört. Mathias Binswanger, Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz, zeigt auf, wie man sich den Zugang zum Geld aus Brüssel verdienen muss: mit bürokratischen Hürdenläufen und Preisgabe der Forschungsfreiheit. Besser wäre es, das Geld direkt unseren Wissenschaftlern zu geben. **Seite 36**

Schon vor Emile Zola in der Affäre Dreyfus hatte Gottfried Keller 1878/79 seinen «J'accuse»-Moment. In Versform, in Zeitungsartikeln und in einer Abschiedsadresse brachte der Zürcher Dichter seine Entrüstung über eine Schmutzkampagne gegen den Burghölzli-Direktor Eduard Hitzig zum Ausdruck. Dieser aus Berlin stammende Psychiatrieprofessor wurde vor allem im *Weinländer* mit antisemitischen und wissenschaftsfeindlichen Tiraden eingedeckt – bis er Zürich entnervt verliess und einem Ruf nach Halle folgte. Diese Affäre hat neben andern Skandalen Kellers Beurteilung der öffentlichen Zustände stark verdüstert. **Seite 44**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 2'750.- p/Mt., Bezug nach Vereinbarung
www.loft-neugut.ch



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'521'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 507'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch

«Sorry, letzte Einheit reserviert»



4 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, Dennis Trigili Tel. 044 316 13 15
Miete ab 2'300.- p/Mt., exkl. NK, Bezug März 2022
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'457'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per **Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

You Tube 
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
 **SVIT Immobilien-Messe in Zürich**
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand Januar 2022



Fremde Händel: Ignazio Cassis. Seite 12



Sie gewinnt alles: Reese Witherspoon. Seite 23



Nationale Interessen: Klaus von Dohnanyi: Seite 51

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Justin Trudeau verliert die Nerven
- 7 Peter Rothenbühler
Lieber Thomas Binggeli
- 10 Tagebuch
Ralph Stöckli
- 11 Bern Bundeshaus
Frau Sommaruga, wie lange noch?
- 12 Ignazio Cassis
Der gefährlichste Politiker der Schweiz
- 14 Departement für Ausland-Flops
Parteilichkeit und Alleingänge
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Novak Djokovic bleibt sich treu
- 18 Mörgeli
Jacqueline Badran ist dann mal weg
- 18 Molinas falsche Mythen
Der imaginäre Feind der Antifa
- 19 Peter Bodenmann
Fredy und Ruedi, bitte melden
- 20 Zürcher Polizei schont Linksextreme
Verrückte Masstäbe in der Limmatstadt
- 21 Thiel Gleichnisse
- 22 Tiere sind Kapitalisten
Optimieren in der freien Wildbahn
- 23 Reese Witherspoon
Sie gewinnt alles
- 24 Zerbrechliches Glück am Polarkreis
Finnlands Selbstbehauptung
- 26 News Macrons AKW-Renaissance
- 26 Leiser Tod einer Ikone
Der rote «Guide Michelin»

- 27 Überraschung in Spanien
Vox-Parteichef Santiago Abascal
- 28 Grosszügig in eigener Sache
SRG-Kadermitarbeiter bedienen sich
- 29 Inside Washington
- 30 Klima heiligt Aktivistin Jennifer Morgan
wird deutsche Klimabotschafterin
- 31 Kurt W. Zimmermann
Liebe auf dem Land
- 32 Broder Baerbocks Zweistaatenlösung
- 32 Eiskalte Botschaften
Ben & Jerry's gegen Joe Biden
- 34 Severin Schwan
Der Roche-Chef und die Credit Suisse
- 35 Luftwaffe in ziviler Mission
Viola Amherds Rega-Einsatz
- 35 News Grossbritannien geht es bestens,
Biden verteilt Afghanistans Vermögen
- 36 Tanz um den Geldtopf
Leerlauf EU-Forschungsprogramm
- 38 Mauro Pini Olympiasiegerinnen-Macher
- 39 Thilo Sarrazin Abwärtsspirale
- 40 Kanonenboot-Kapitalismus
Chinas Vorbild: East India Company
- 42 Ein Imperium bröckelt
Niedergang von CNN
- 43 Anabel Schunke
Warum Frauen eher links sind
- 44 Geschichte Gottfried Keller
und die Zürcher Irrenhaus-Affäre
- 47 Tamara Wernli
Das gefährlichste Wort der Welt
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Luc Montagnier,
Alexander Baumann
- 50 Beat Gygi
Schulen verkaufen den Klassenzugang

LEADER: KLAUS VON DOHNANYI

- 51 «Europa macht's besser»
Klaus von Dohnanyi im grossen Gespräch

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Auch Götter sind nur Menschen
Stephen Frys griechische Mythen
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Rauschhafter Bildertrip
Immersive Ausstellungs-Events
- 66 TV-Kritik Sonntag ist Ruhetag
- 66 Serien «Der Pass»
- 67 Pop Eric Clapton
- 68 Pop Soft Cell
- 69 Klassik Fritz Brun
- 69 Jazz The Cookers

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt /Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Rihanna
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich? Cony Sutter
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto / Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Vernissage bei Heinz Julen
- 78 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 79 Auf einen Espresso mit ... Rolf Hiltl
- 80 Menschen von morgen Allegra Arnold
- 82 Das indiskrete Interview Nina Christen



VIP-Arrangement «Carlton Hotel St. Moritz» Alles, was das Herz begehrt

Hoch über dem St. Moritzersee thront das Fünf-Sterne-Boutique-hotel «Carlton». Gibt es einen schöneren Ort, um Vitalität und Lebensfreude zu fördern und die Natur zu zelebrieren? Inspiriert von der majestätischen Kulisse, haben wir für Sie mit «Moving Mountains» ein ganzheitliches Ferienerlebnis erschaffen.

Wissenschaftlich fundiert, beruht «Moving Mountains» auf fünf Säulen: MOVE, PLAY, NOURISH, REST und GIVE. Als unser Gast wählen dabei ganz frei, welche dieser Elemente Sie für Ihr persönliches Wohlbefinden berücksichtigen möchten.

Das 1913 erbaute Anwesen präsentiert sich zeitgenössisch modernisiert und bietet vollkommene Ruhe und Privatsphäre. Während Ihres Aufenthalts logieren Sie stilvoll in einer Suite oder einem Zimmer mit unvergleich-

licher Aussicht. Hochstehender Service und authentische Gastfreundschaft sind selbstverständlich.

Für vollkommenes Wohlbefinden sorgt der grosszügige Wellnessbereich. Ausgewiesene Fachleute aus den Bereichen Personal Training, Yoga und Beauty-Treatment lassen keinen Ihrer Wünsche offen. Für kulinarische Höhenflüge sorgen das historische Restaurant «Romanoff» und das Gourmetrestaurant «Da Vittorio – St. Moritz».



Platin-Club-Spezialangebot

«Moving Mountains Special»
im «Carlton Hotel St. Moritz»

Leistungen:

- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- Moving-Mountains-Dinner (5 Gänge)
- 1 Immune-Recovery-Gesichtsbehandlung pro Person
- Moving-Mountains-Fackelwanderung
- Kostenlose Teilnahme am MOVE-Wochenprogramm: Gruppenkurse mit unseren Fitnesstrainern
- Zugang zum «Carlton Spa»
- Butler-Service
- 24-Stunden-Limousinenservice in St. Moritz

Spezialpreis:

Ab Fr. 3445.– abzüglich Ermässigung von 10 Prozent für Weltwoche-Abonnenten.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 081 836 70 00 oder per Mail an info@carlton-stmoritz.ch

Termine:

Das Angebot ist buchbar vom 27. Februar bis 26. März 2022.

Veranstalter:

«Carlton Hotel St. Moritz»
www.carlton-stmoritz.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



Justin Trudeau verliert die Nerven

Kanadas Premier greift erstmals zum Notstandsgesetz und setzt die Bürgerrechte ausser Kraft. Er zielt auf die Freiheitsbewegung der Trucker.

Hanspeter Born

Kanadas Premierminister Justin Trudeau ist am Montag aus seiner mehrtägigen Corona-Isolation herausgeschlüpft, um Notstandsmassnahmen zu verkünden. Er will den nun seit über zwei Wochen dauernden Protest der Lastwagenchauffeure, die einen Teil der Hauptstadt Ottawa lahmgelegt haben, auflösen. Die Regierung kann jetzt ohne Gerichtsbefehl die persönlichen Bankkonten jeder mit den Protesten in Verbindung gebrachten Person einfrieren und deren Fahrzeugversicherung stornieren. «Wir können und werden es nicht zulassen, dass illegale und gefährliche Aktivitäten fort dauern.»

Wer wird gewinnen?

Der Premier mit dem schönsten Haar aller Staatsmänner hat die gegen die Impfpflicht protestierenden Camionneure anfänglich pauschal mit allem Bösen in Verbindung gebracht. Sprachlich ist Trudeau, der «Prince of Woke», vom hohen Ross heruntergestiegen und greift durch. Wird er die Kraftprobe gegen die von ihm beschimpften Trucker gewinnen? Fürs Erste haben die Lastwagenfahrer ihre Sattelschlepper von der Durchgangsstrasse zum Parlament weggefahren. Aber fort sind sie noch nicht.

In den letzten beiden Wochen haben die Chauffeure trotz negativer Berichterstattung in den einschlägigen Medien immer mehr Zuspruch erhalten. Gutsituierte Einwohner von Ottawa wie meine Tochter Francesca sind von ihren wohnlichen Quartieren auf dem Kanal per Schlittschuh ins Stadttinnere gefahren und stellten dort nicht Aggression oder Gewalt, sondern eine aufgeräumte Partystimmung fest. Man schwenkte rot-weiße kanadische Flaggen und sang fröhlich «O Canada». Die paar Journalisten, die sich die Mühe nahmen, von Truck zu Truck zu gehen und mit den Insassen zu plaudern, trafen statt verbitterten Verschwörungsspinnern gesetzte, brave Familienväter, die um ihren Verdienst und ihre Existenz bangen.

Ein an der Wellington Street wohnender, zum Blogger gewordener Physiker ver-

brachte eine ganze Nacht im Gespräch mit verschiedenen dort stationierten Truckern. Im Führersitz eines schweren Pick-ups sah er die Silhouette eines jungen Mannes und winkte



«Prince of Woke»: Premier Trudeau.

ihm zu. Dieser liess das Fenster hinunter und sagte «Hello». Seine Freundin lehnte, gestützt von einem Kissen, gegen die Passagiertür und schaute sich auf ihrem Telefon einen Film an.

«Wir sind kein Land, das aus seinen Bürgern eine Kaste von Unberührbaren macht.»

Die beiden mussten einige unbequeme Nächte verbracht haben. Als der Passant sagte, er wohne an der Wellington Street, entschuldigte sich der Fahrer: «Sie müssen unseren Lärm hasen. Aber niemand hupt nach sechs Uhr.» Auf die Frage, was sie eigentlich wollten, rückte die junge Frau den Sitz nach vorne und antwortete

überzeugt: «Wir wollen nicht in einem Land leben, das die Leute zwingt, medizinische Behandlungen wie Impfungen über sich ergehen zu lassen.»

Ein Mann, der gerade einen kleinen Kohlegrill vor seinem Gefährt aufrichtete, stellte sich als Ureinwohner aus einer Reservation auf der Insel Manitoulin vor und zeigte dem Passanten sein Medizinrad mit den Farben Rot, Schwarz, Weiss und Gelb. Der Mann, der stolz darauf war, dem Freedom Convoy anzugehören, erklärte, das Medizinrad habe eine Botschaft für alle menschlichen Rassen: «Wir müssen zusammenkommen, weil wir alle Menschen sind. Und wenn es Sie einmal nach Manitoulin Island verschlägt, kommen Sie in unsere Reservation. Ich würde Ihnen so gerne unsere Community zeigen.»

Alle lieben ihr Land

Der Wanderer in der Nacht, der mit Truckern aus allen Provinzen ausser Prince Edward Island gequatscht hatte, zog Bilanz: Alle lieben ihr Land. Alle glauben an das Land und glauben an die Kanadier. «Sie sind die Leute, auf die Kanada zählt, um seine Infrastruktur zu bauen, seine Güter zu liefern und in Kriegszeiten die Ränge seines Militärs zu füllen [...] Sie machten keine hochtrabenden Argumente aus Platos «Der Staat», Lockes «Abhandlungen» [...] Stattdessen sehen sie eine Regierung, die bereit ist, eine Schicht von Menschen aus der Gesellschaft auszugrenzen, ihr ihren Lebensunterhalt wegzunehmen, ihr die volle Mitgliedschaft des gastfreundlichsten Landes der Welt zu verweigern. Und sie sagen, genug.»

Ein Kanadier aus Ottawa hat auf einem nächtlichen Spaziergang gelernt, dass seine neuen Nachbarn kein gesichtsloser Mob sind, sondern das moralische Gewissen der Nation. Mit jedem Hornstoss erinnern sie ihre Mitbürger an etwas, das diese nie hätten vergessen sollen: «Wir sind kein Land, das aus seinen Bürgern eine Kaste von Unberührbaren macht.»

Lieber Thomas Binggeli

Sie enttäuschen mich! Ich hielt Sie für einen ideen- und erfolgreichen Firmengründer, dem alles gelingt. Die schon fast zur Sage gewordene und in den Medien weitverbreitete Story vom jungen «Thömu» Binggeli, der aus einer kleinen Veloreparatur in Oberried BE einen beachtlichen Player in der Produktion und im Verkauf moderner Fahrräder gemacht hat, beeindruckt mich – immer noch.

Und jetzt das! Zusammen mit zwei Partnern haben Sie der Post das unrentable Bike-Sharing-Unternehmen Publibike abgekauft. Ich sagte mir: Klar, Postbeamte schaffen das nicht, für so etwas braucht es echte Unternehmer. Thömu ist genau der Richtige. Jetzt lese ich, dass Sie die hohle Hand machen und für die Weiterführung von Publibike öffentliche Fördergelder verlangen. Es brauche Zeit, eine solche Velovermietung in einer Stadt zu etablieren, die Erfahrung habe gezeigt, dass so etwas ohne Fördergelder nicht möglich sei.



Ab die Post:
Velounternehmer Binggeli.

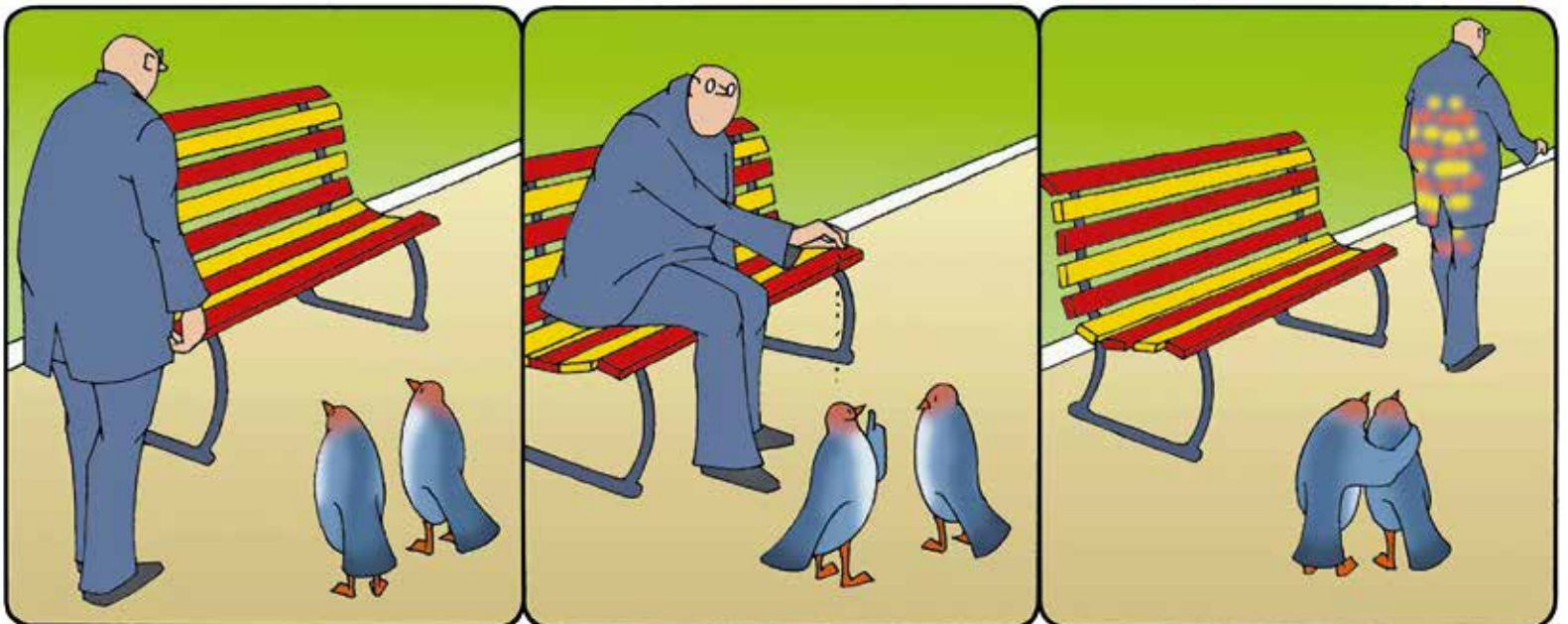
Nun, ich verstehe, dass Sie den Braten gerochen und sich gesagt haben: Warum das Geld nicht aufheben, wenn's auf der Strasse liegt? Sie und Ihre Partner wissen ganz genau, dass die diversen rot-grünen Stadtbehörden Ihrem Wunsch gerne nachkommen werden. Denn wenn's ums Velo geht, wird zurzeit mit dem grossen Löffel

angerichtet und auf Teufel komm raus investiert. Aber gerade das sollte seine Grenzen haben. Meines Erachtens reicht es, dass die Gemeinden Millionen in neue Velopisten buttern und damit Ihren künftigen Kunden den Weg bereiten für sichereres und fröhliches Velofahren.

Sie sind wahrscheinlich der Einzige, der dieses Publibike auf die richtige Spur bringen und zur rentablen Sache machen könnte, ganz ohne Fördergelder. Darum sollten Sie es tun. Und: Melken Sie doch die Velomieter, nicht den Staat. Der Spass soll ja nicht gratis sein, Mietvelofahrer gehören eh zu den einkommensstarken urbanen Schichten. Also, Thömu, ab die Post, zeigen Sie, was Sie können.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Ralph Stöckli



Der zwölfte Wettkampftag in Peking wird als goldener Dienstag in die Geschichte eingehen. Mit den Siegen von Corinne Suter in der Abfahrt der Frauen und Mathilde Gremaud im Slopestyle setzten unsere Athletinnen zwei emotionale Highlights. Beide Goldmedaillen haben eine spezielle Geschichte. Corinne steigerte sich im entscheidenden Moment auf ihr Topniveau und gewann innerhalb von zwölf Monaten zum zweiten Mal Gold an einem Grossanlass (nach dem WM-Titel), und Mathilde, die sich nur knapp für den Final qualifiziert hatte, holte nach Slopestyle-Silber vor vier Jahren und Bronze im Big Air vergangene Woche schon ihre dritte Olympia-Medaille – mit erst 22 Jahren. Damit sind wir weiterhin auf Kurs, unser Ziel von 15 Medaillen zu erreichen. Das macht mich stolz – vor allem für die Alpin-Fraktion von Swiss-Ski, die so stark fährt wie noch nie an Olympischen Spielen. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt hat sie selbst die Bilanz der goldenen Tage von Sapporo übertroffen.

Die Leistungen dieser Tage zeigen auch, dass wir in der Schweiz im Frauensport sehr gut aufgestellt sind. Bereits in Tokio trugen unsere Athletinnen einen grossen Anteil zu unserem Erfolg bei.

Die Dominanz der Alpinen hat für mich auch viel mit der Kontinuität und der wiedergewonnenen Breite des Kaders zu tun. Allerdings ist sie in diesem Jahr noch grösser als vor vier Jahren in Südkorea, als 7 von 15 Medaillen von den Skirennfahrerinnen und Skirennfahrern kamen. Und 1988 in Calgary holte die Schweiz insgesamt 15 Medaillen – 11 davon die Alpinen. Dass wir nun wieder

so stark sind, ist eine Fortsetzung des jüngsten Aufschwungs. Wer zweimal nacheinander im Weltcup den Nationencup gewinnt, steigt automatisch als Favorit in die Winterspiele. Grundsätzlich kann man sagen: Der alpine Skisport bleibt unsere Kernkompetenz an Winterspielen – als Ausdruck der historisch gewachsenen Bedeutung dieser Sportart in der Schweiz.

Aufzuholen haben wir dagegen in den Ausdauersportarten. Es macht sich bemerkbar, dass sich die aussergewöhnliche Karriere von Dario Cologna ihrem Ende zuneigt. Dass der Bündner kurzfristig nicht gleichwertig ersetzt werden kann, versteht sich von selbst.

Kulturell bedingt stossen bei uns in diesem Bereich vergleichsweise wenig Athleten nach, während andere Nationen dort viel investieren und aus einer grossen Masse schöpfen können.

Bleiben wir aber beim Positiven. Meine fünften Olympischen Spiele als Missionschef waren schon in der ersten Woche von Höhepunkten geprägt: Beat Feuz, der sich vom König zum Kaiser beförderte, Lara Gut-Behrami und ihre Olympia-Erlösung, Marco Odermatt, der sich durch nichts beirren liess. Beeindruckend war, wie die Athletinnen und Athleten mit dem Druck umgingen. Vor allem Odermatt fand nach den Enttäuschungen in Abfahrt und Super G im Riesenslalom eine grossartige Antwort. Die Art und Weise, wie er sich weder von der schwierigen Kurssetzung noch von den garstigen Wetterbedingungen aus dem Konzept bringen liess, verdient allerhöchsten Respekt.

Besonders faszinierend fand ich den Snowboarder Jan Scherrer. Er hat am Tag X abgeliefert, einen Trick gezeigt, den er zuvor erst vier Mal und noch nie in einem Wettkampf gestanden hat. Chapeau!

Etwas können aber alle Schweizer Erfolge nicht kaschieren: Man spürt, dass etwas Schweres in der Luft liegt. Die Restriktionen sind hart, Corona kostet viel Energie. Viele Athleten sind müde, einige traf ein hartes Schicksal. Wobei unsere Delegation vergleichsweise gut durchgekommen ist. Dass die Wettkämpfe praktisch ohne Publikum stattfinden, ist mittlerweile schon fast zur Gewohnheit geworden. Allerdings wissen unsere Sportlerinnen und Sportler genau, dass zu Hause vor den Fernsehern Hunderttausende zuschauen. Das motiviert ungemein.

Dass der Bundesrat auf die Reise nach Peking verzichtet hat, ist schade. Wir verstehen diese Haltung aber. Denn die Pandemie macht alles viel schwieriger. Viola Amherd hat sich in einer persönlichen Videobotschaft an die ganze Delegation gewandt und eine grosse Unterstützung erkennen lassen.

Ein Kompliment geht an die Veranstalter: Die chinesischen Gastgeber machen einen hervorragenden Job – unter erschwerten Bedingungen. Es schmerzt, die Helfer in ihren Schutzanzügen zu sehen. Sie haben sich das nicht ausgesucht. Aber sie sind sehr hilfsbereit, und die Anlagen hier sind top. Es ist alles angerichtet, um sportliche Höchstleistungen zu erbringen. Und es ist grossartig, dass die Schweizer Sportlerinnen und Sportler diese Chance so resolut packen.

Ralph Stöckli, 45, gehörte als Curler zur Weltklasse. Er wurde Europameister und WM-Zweiter. An den Olympischen Winterspielen 2010 gewann er Bronze. Seit 2014 ist er Schweizer Missionschef an Olympischen Spielen.

Frau Sommaruga, wie lange noch?

Als Konsumentenschützerin wurde sie im Volk verehrt.

Seit Simonetta Sommaruga im Bundesrat sitzt, bricht ihr die Gefolgschaft weg.

Es ist wieder einmal kein guter Sonntag für die Chefin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek). Wie im Juni 2021 bei der CO₂-Revision muss Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) erneut eine Abstimmungsniederlage vor den Medien kommentieren. Das Nein zum Medienförderungsgesetz ist die dritte Schlappe in ihrer zweijährigen Amtszeit an der Spitze des Uvek. «Die Vorlage hat die Bevölkerung nicht überzeugt», erklärte sie – und schob dann dem Parlament die Schuld in die Schuhe. Der Bundesrat habe 73 Millionen Franken dafür ausgeben wollen, das Parlament habe diesen Betrag auf 151 Millionen erhöht. Das gab ihrer Meinung nach den Ausschlag für ein Nein.

Dabei war sie mit der Aufstockung der Förderbeträge auch einverstanden. Sommaruga sagte noch während der Beratung dazu: «Wir unterstützen das.» Sie wollte sich damit die Zustimmung des National- und des Ständerats für eine grosszügige Förderung der Online-Zeitungen erkaufen, das lag ihr ganz besonders am Herzen. Diese Rechnung ging aber nicht auf. Darum muss sie die Schuld für diese Niederlage auch bei sich suchen.

Zweifel in den eigenen Reihen

Ein anderer Aspekt müsste ihr mehr zu denken geben. Mit dieser Niederlage hat sie den Eindruck verstärkt, dass sie in einem Referendums-kampf nicht bestehen kann. Das ist nicht die beste Ausgangslage, wenn man noch wichtige Abstimmungen vor sich hat, zum Beispiel den direkten Gegenentwurf zur Gletscher-Initiative, den zweiten Anlauf zu einem CO₂-Gesetz oder auch das Energie- und Stromversorgungsgesetz.

Es gibt auch in ihren eigenen Reihen berechnete Zweifel darüber, ob man mit einer angezählten Sommaruga politische Grosskämpfe bestreiten könne. Altgediente Parteigrössen sagen, sie sei akribisch aufs Tagesgeschäft fixiert, ihr fehle jedoch das *Gschpüri* für die Alltagsorgen der Menschen in diesem Lande. Obwohl sie sich volksnah gebe, finde sie nicht den Draht zur Bevölkerung. So könne man halt nicht gewinnen.



Ihre Stärke ist der Nahkampf:
Magistratin Sommaruga.

Ihre Prätorianergarde – dazu gehören die SP-Damenriege und der feministische Männerflügel – wendet dagegen ein, man solle gescheiter einmal schreiben, wer das Medienförderungsgesetz vergeigt habe, statt die Frage aufzuwerfen, ob man mit Sommaruga noch Ab-

Zu ihrer Prätorianergarde gehören die Damenriege und der feministische Männerflügel.

stimmungen gewinnen könne. Die Mitte-Partei habe die Vorlage aufgeblasen, sei aber im Abstimmungskampf abgetaucht.

Das mag vielleicht stimmen, es ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass Sommaruga eine Abstimmung nach der anderen verliert, darunter die wohl wichtigste in ihrer Karriere, jene über die Masseneinwanderungsinitiative (MEI). Damals war sie noch Justizministerin. Ihre Abstimmungsbilanz wurde auch nach dem Wechsel Anfang 2019 ins Uvek nicht besser. Ihre ehrgeizigen Klimaschutzpläne, ihre vor allem auf den öffentlichen Verkehr fokussierte Ver-

kehrspolitik sind für viele Schweizer Stimmbürger eine Spur zu ideologisch aufgeladen.

Als Parlamentarierin war sie noch anders. Der Umweltschutz stand zwar immer zuoberst auf ihrer Agenda, aber ihre Positionen waren weniger dunkelgrün eingefärbt. Vor über zwanzig Jahren setzte sie mit dem damals in der SP umstrittenen Gurten-Manifest sogar eine Art Gegenpol zur dogmatischen Linken. Sie war keine aus dem sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Serail, sondern eine Quereinsteigerin. Deshalb wurde sie nach ihrer Wahl 1999 in den Nationalrat von den Parteikollegen auch misstrauisch beäugt.

Betroffenheit und Belehrung

Ihre Stärke ist der Nahkampf. Sommaruga kann bei Gesprächen fernab der Öffentlichkeit mit fast penetranter Hartnäckigkeit ihre Standpunkte durchsetzen. Das hat sie mehrmals bewiesen. Sie hat als Justizministerin im Bundesrat ein paar Geschäfte durchgebracht, bei denen man nur sagen kann: Chapeau!

Gefährlich wird es für die Bernerin immer dann, wenn sie mit ihren Vorlagen in den Abstimmungskampf ziehen muss. Egal, wie sie sich anstrengt, es liegt eine Barriere zwischen ihr und dem Publikum. Ihre zur Schau getragene Betroffenheit, der belehrende Unterton, den man aus ihren Reden häufig heraushört, die ausgeprägte Gutmensch-Attitüde – all das kommt beim Publikum schlecht an. Und so verliert sie ein ums andere Mal: MEI, Jagdgesetz, CO₂-Gesetz und nun das Medienförderungsgesetz.

Der frühere Preisüberwacher und SP-Nationalrat Rudolf Strahm, ein enger politischer Wegbegleiter Sommarugas, schrieb in einem *Weltwoche*-Porträt über die Uvek-Chefin, die Partei habe ihr nicht die Aufstiegsleiter hingehalten, wie dies bei SP-Familiendynastien häufig der Fall sei. «Ihre politische Karriere wurde mit Volkes Stimme befördert.» Manche hätten die Strahlkraft der «Klavierlehrerin» bei der Bevölkerung unterschätzt.

Nun scheint es, als werde das Fortissimo der gelernten Pianistin nicht mehr gehört. Wann fällt der Vorhang?

Der gefährlichste Politiker der Schweiz

Ein gutgelaunter Bundespräsident verstrickt die Schweiz ohne böse Absicht in fremde Händel. Noch könnte Ignazio Cassis das Abenteuer eines Beitritts zum Uno-Sicherheitsrat stoppen.

Marcel Odermatt

Die Bilder erreichen die Schweiz mitten in der grössten Sicherheitskrise seit Jahrzehnten: Während sich die europäischen Staaten in fiebriger Krisendiplomatie im Ukraine-Konflikt versuchen, reiste ein aufgeräumter Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) mit Nationalratspräsidentin Irène Kälin (Grüne) in den westafrikanischen Wüstenstaat Niger. Das Einzige, was für Schlagzeilen und einige Lacher an der Heimatfront sorgte, waren die staubigen Freizeitschuhe, die Cassis bei seiner Visite beim Sultan von Aïr trug.

Die drohende Kriegsgefahr in Osteuropa? Aussenminister Cassis hätte nicht grössere Distanz signalisieren können. Doch der Schein trügt. Ausgerechnet dieser Tage, da jederzeit mit dem Ausbruch eines Kriegs in Europa gerechnet werden muss, marschiert Bundespräsident Cassis wie ein gutgelaunter Reiseführer voran, um die neutrale Schweiz in den Uno-Sicherheitsrat zu dirigieren, in jenes Gremium also, das völkerrechtlich verbindlich über Krieg und Frieden entscheidet.

Spittelers Aufruf

Der Zeitpunkt erinnert an die berühmte Rede des Schriftstellers Carl Spitteler im Dezember 1914, vier Monate nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Der spätere Literaturnobelpreisträger rief in seinem Vortrag die Entscheidungsträger zur «absoluten Neutralität» auf. Die Schweiz müsse in Anbetracht der europäischen Katastrophe abseits bleiben und «demütig» den Hut ziehen. «Dann stehen wir auf dem richtigen, neutralen, dem Schweizer Standpunkt.»

Als neutraler Staat und Sitz internationaler Organisationen geniesst die Eidgenossenschaft grosses Vertrauen in der Völkergemeinschaft. Seit dem 19. Jahrhundert vertritt sie als Schutzmacht die Interessen fremder Länder. Mit Genf verfügt das Land über eine glanzvolle Bühne für politische Gespräche. Genutzt werden diese Guten Dienste immer wieder, etwa im vergangenen Jahr, als sich die Präsidenten der USA und Russlands dort trafen.

Bern

Angeführt von einem wohlmeinenden Bundespräsidenten, geschoben von ehrgeizigen Diplomaten, stellt der Bundesrat dieses seit Jahrhunderten aufgebaute Kapital nun ohne triftigen Grund infrage. Ein Beitritt zum Führungsgremium der Vereinten Nationen lässt sich jedenfalls kaum mit der Neutralität vereinbaren, ausser man enthält sich in wichtigen Fragen der Stimme.

Ein solches Verhalten würde allerdings den Sicherheitsrat weiter schwächen. Er ist durch die Vetomacht von China, Frankreich, Grossbritannien, Russland und den USA schon oft genug entscheidungsunfähig. Sollte die

«Im Sicherheitsrat würde die Schweiz an Glaubwürdigkeit im Bereich der <Guten Dienste> verlieren.»

Schweiz dem Sicherheitsrat beitreten, leidet also entweder ihre Neutralität oder das wichtigste Gremium der internationalen Politik. Kann Cassis das wirklich wollen?

Nun bietet sich ihm unverhofft die Möglichkeit, dieses Abenteuer zur Unzeit elegant abzubrechen. Die SVP hat eine ausserordentliche Session zum Thema erwirkt. Der Bundesrat wird aufgefordert, die Bewerbung zurückzuziehen. «Mit einem Sitz im Sicherheitsrat

würde die Schweiz an Glaubwürdigkeit im Bereich der <Guten Dienste> verlieren und gezwungen werden, zu komplexen Fragen Stellung zu beziehen», heisst es in der Motion.

Unterdessen geht es im Klub der Mächtigen, im Norwegischen Saal vor dem grossen Wandgemälde von Per Krohg, hoch zu und her. Der russische Truppenaufmarsch an der Grenze der Ukraine bedroht aus Sicht der USA den internationalen Frieden. Mit der Verlegung von 100 000 Soldaten und seinen Manövern drohe Russland der Ukraine und verstoße gegen die Uno-Charta, so der Vorwurf.

«Peinliche Zwängerei»

Schon bald dürften Cassis und seine Diplomaten zu Stellungnahmen bei delikaten Fragen gedrängt werden. Wer trägt die Schuld an der Auseinandersetzung in Osteuropa? Wer soll Zugeständnisse machen und weshalb? Hat Russlands Präsident Wladimir Putin recht, wenn er behauptet, die Nato-Osterweiterung verstoße gegen Zusagen von 1990, als die deutsche Einheit besiegelt wurde?

Und es ist nicht nur der Streit zwischen den westlichen Staaten und Russland, der zur Zerreissprobe für die neutrale Schweiz werden könnte. Was passiert, wenn die Chinesen ernst machen und Taiwan angreifen? Auch innenpolitisch könnten die Wogen hochgehen, so zum Beispiel, wenn die Schweiz im Konflikt zwischen der Türkei und den Kurden eine Resolution des Sicherheitsrats gegen die Kurden mittragen würde. Wie würden wohl die Kurden in der Schweiz darauf reagieren? Cassis läuft Gefahr, fremde Händel ins eigene Land zu tragen. Er ist, sicher ohne böse Absicht, der gefährlichste Politiker der Schweiz.

Am 10. März findet die Debatte über den SVP-Vorstoss statt. Wer erwartet hat, das ernste Thema würde ernst diskutiert, sieht sich getäuscht. Das Büro des Nationalrats hat laut SVP-Nationalrat Franz Grüter entschieden, dass die Diskussion mit Cassis nur wenige Minuten dauern darf. «Wir führen eine minimale Debatte für einen Entscheid mit maximaler Wirkung», sagt Grüter.





Genie der Unverbindlichkeit: Aussenminister Cassis.

SP-Nationalrat Fabian Molina entgegnet: «Der Antrag der SVP ist eine peinliche Zwängerei und schadet dem Ansehen der Schweiz.» Das Volk habe 2002 dem Uno-Beitritt zugestimmt. Schon damals sei klar gewesen, dass die Schweiz damit auch im Sicherheitsrat Verantwortung übernehmen solle.

Mit Bravour gemeistert

Das stimmt, aber eben nur halb. Tatsächlich stimmte das Volk dem Beitritt mit 55 Prozent Ja-Stimmen zu. In der Botschaft des Bundesrats wurde jedoch eine Mitgliedschaft im Sicherheitsrat offengelassen. Man konzentrierte sich auf den Beitritt zur Generalversammlung.

Diese hat in der Uno nur beratende Funktion. Rechtlich bindend sind allein die Beschlüsse des Sicherheitsrats. Dass Molina nun aus der Volksabstimmung von 2002 ein Mandat für eine Sicherheitsratskandidatur ableitet, zeigt einmal mehr, wie schwer die Konsequenzen von Beitritten zu internationalen Organisationen oder Verträgen abzuschätzen sind.

Doch nicht nur die Genossen sind wild entschlossen, beim Spiel um Krieg und Frieden mitzumachen. Auch die Baselbieter Mit-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter lehnt einen Marschhalt ab: «Die Kandidatur für einen Sitz im Sicherheitsrat ist seit Jahren lanciert. Es macht keinen Sinn, diese kurz vor zwölf zu stoppen.» Das würde der Schweiz mehr schaden als nützen. Allerdings räumt Schneider-Schneiter ein, die Mitgliedschaft im Sicherheitsrat werde für die Schweiz zur Herausforderung.

Ebenfalls keinen Widerstand wird die FDP leisten. Der Luzerner Ständerat Damian Müller steht Spalier für seinen Parteikollegen Cassis: «Ich halte fest, dass der Uno-Sicherheitsrat mit der Neutralität der Schweiz vereinbar ist.» Viele neutrale Staaten hätten schon in diesem Gremium Einsitz genommen und das mit Bravour gemeistert.

Auch in diesem Punkt gilt es einen Vorbehalt zu machen. Zwar stimmt es, dass beispielsweise Schweden schon Mitglied des Sicherheits-

rats war. Allerdings war Schwedens Neutralität völkerrechtlich nie anerkannt, im Unterschied zur schweizerischen. Anders gesagt: Ob ein Staat sich für neutral erachtet, ist irrelevant; relevant ist, ob andere Staaten diese Neutralität akzeptieren. Tatsächlich ist Schweden inzwischen nur noch allianzfrei, kaum mehr neutral, wie sich gerade im Ukraine-Konflikt zeigt.

Hinzu kommt: Ein starkes Engagement in Gremien und Organisationen der internationalen Politik kann auch eine völker-

Wird er das Himmelfahrtskommando stoppen? Das ist trotz allem unwahrscheinlich.

rechtlich verbürgte Neutralität schwächen, wie der frühere Schweizer Spitzendiplomat Paul Widmer schon vor zwei Jahren gegenüber der *Weltwoche* ausführte. «Wir konnten mit den Hamas-Vertretern reden. Meinen österreichischen Kollegen war das untersagt, denn Österreich musste als EU-Mitglied die EU-Sanktionen gegen die Hamas mittragen.»

Aufstand im Aussendepartement

Wird Cassis das Himmelfahrtskommando stoppen? Das ist trotz allem unwahrscheinlich. Der Freisinnige ist ein Genie der Unverbindlichkeit. Weil er seinen Sitz im Bundesrat verlieren könnte, wenn seine Partei bei den nationalen Wahlen im Herbst 2023 schlecht abschneidet, will er es allen recht machen. Ein Rückzug der Sicherheitsratskandidatur würde einen Aufstand in seinem Aussendepartement auslösen.

Dort geben nach wie vor Leute aus der Ära Calmy-Rey den Ton an. Sie vertreten eine «aktive Neutralität» und sind mit den grossen Redaktionen des Landes bestens vernetzt. Sollte Cassis diese selbstbewussten Diplomaten zurücksetzen, müsste er mit einer Medienkampagne gegen sich rechnen.

Tatsächlich ist die Nervosität gross. Nächste Woche trifft sich der Chef der Uno-Abteilung, Botschafter Frank Grütter, mit Journalisten zu einem «Hintergrundgespräch» in Bern. Während die Parlamentarier in der Sache möglichst schweigen sollen, werden Journalisten in Hinterzimmern eingeseift.

Weil Aussenpolitik eine Aufgabe des Bundesrats ist, hat Ignazio Cassis allerdings immer noch die Möglichkeit, einen freundlichen Brief an die Uno aufzusetzen. Angesichts der veränderten Weltlage verzichte die Schweiz auf eine Bewerbung um einen Sitz im Uno-Leitungsgremium. Mit Malta stehe ein Ersatz bereit. Die Schweiz biete dafür jederzeit gern ihre Guten Dienste an.

Aus Cassis, dem gefährlichsten Politiker der Schweiz, würde mit einem Federstrich der weit-sichtigste Staatsmann des Landes.

Parteilichkeit und Alleingänge

Ex-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP) erfand die «aktive Neutralität». Das Konzept ist gescheitert, wie die Schweizer Nahostpolitik zeigt.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Die Ukraine-Krise bot Ignazio Cassis mindestens zwei Mal die Chance, sich als Friedensvermittler zu profilieren. Mitte Juni trafen sich US-Präsident Joe Biden und Russlands Präsident Wladimir Putin in Genf, ein halbes Jahr später deren Aussenminister Antony Blinken und Sergei Lawrow. Für Cassis gab es dadurch zwar Gelegenheiten, sich mit den Mächtigen der Welt fotografieren zu lassen. Als Makler für eine Aussöhnung in der Ukraine-Krise war er indessen nicht gefragt.

Blick zurück ins Jahr 1985, als sich der sowjetische Generalsekretär Michail Gorbatschow und US-Präsident Ronald Reagan in Genf trafen. «Das Washington-Moskau-Verhältnis ist voll ideologischer Säure und rhetorischer Verbiesterung, Tiefststand seit 1953 und Stalins Tod», beschrieb damals die *Weltwoche* das angespannte Klima – ein Zitat, das die NZZ neulich aufgegriffen hat.

Kurt Furgler, dem damaligen Bundespräsidenten, gelang es trotzdem, dem Gipfel zum Erfolg zu verhelfen. Es war einer der letzten Höhepunkte der Schweizer Diplomatie. Seither hat deren Strahlkraft stark nachgelassen, weil die Aussenpolitiker das Neutralitätsprinzip nicht mehr ernst nehmen.

Diplomatie «made in Berne»

Dass das Aussendepartement (EDA) kürzlich eine Delegation der Taliban empfing, um die Lage in den Spitälern zu diskutieren, mag man als humanitären Einsatz werten. Wenige Tage zuvor aber hatte die Schweiz mit fünf westlichen Staaten eine Absichtserklärung zur Errichtung eines Partnerschaftsfonds «für eine widerstandsfähige Ukraine» unterzeichnet. Das ist eindeutig gegen Russland gerichtet. Die Fonds-Gelder sind für Gebiete bestimmt, die «am stärksten von der russischen Aggression betroffen sind», wie die amerikanische Regierung mitteilt. Die Schweiz trägt das mit und gefährdet so die Neutralität.

Der Abstieg begann mit Bundesrätin Micheline Calmy-Rey. Effekthascherische Ak-



Mehr Geltung:
alt Bundesrätin Calmy-Rey.

tionen waren ihr Ding. Im Mai 2003 überschritt sie als Schweizer Aussenministerin die Demarkationslinie zwischen den beiden Korea, ohne dass dies irgendwelche realpolitische Auswirkungen gehabt hätte. Dann dehnte die Genfer Sozialdemokratin den Begriff der «Neutralität» auf «aktive Neutralität» aus, um, wie sie glaubte, damit der Diplomatie «made in Berne» mehr Geltung zu verschaffen.

Doch das Gegenteil war der Fall, wie sich im November 2007 zeigte. Als die USA in Annapolis eine grosse Nahostkonferenz mit fast fünf-

Bei der israelisch-palästinensischen Friedenssuche verzichtete man auf die Guten Dienste der Schweiz.

zig Nationen organisierten, war die Schweiz nicht eingeladen. Calmy-Reys Parteilichkeit und Alleingänge hatten dem Ansehen der Schweiz als neutraler Vermittlerin geschadet.

Alternative zur Genfer Initiative

Vier Jahre zuvor hatte sich die Vorsteherin des Aussendepartements mit der «Genfer Initiative» als Nahost-Friedensmanagerin aufgespielt, ohne den zentralen Akteur – die USA – mit einzubeziehen. Israelische und pa-

lästinensische Vertreter der Zivilgesellschaft sollten unter exklusiver Schirmherrschaft der Schweizer Chefdiplomatin ein Szenario entwickeln, das zwei Staaten vorsah, Israel und Palästina.

Was das EDA lange als seinen zentralen Beitrag für die Friedenssuche im Nahen Osten rühmte, wird inzwischen vom EDA als «wenig relevant» abgetan. Cassis kündigte Ende Januar den finanziellen Rückzug aus der Genfer Initiative an. Implizit distanzierte er sich damit von der Zweistaatenlösung in Nahost. Das «bedeutsame Referenzdokument» (EDA), das die Schweiz bisher mit achtzehn Millionen Franken unterstützt hat, habe «an Effektivität und Einfluss verloren», begründeten die Diplomaten den Rückzug.

Mehr noch: Der Anspruch, im Orient eine politische Rolle zu spielen, wird damit aufgegeben, denn eine Alternative zur Genfer Initiative wurde nicht vorgestellt. Inzwischen gibt es einen neuen israelisch-palästinensischen Plan zur Friedenssuche. Er schlägt die Schaffung einer Konföderation vor. Auf die Guten Dienste der Schweiz verzichteten die Architekten dieser Initiative.

Völlig unrealistisch

Unter Ignazio Cassis ist das EDA zum «Einmal so und dann wieder so»-Ministerium verkommen. Seine Arbeit hatte er zwar mutig begonnen. Während einer Jordanien-Reise kritisierte er das Uno-Hilfswerk für palästinensische Flüchtlinge (UNRWA). Es nähre den Traum der Flüchtlinge, nach Palästina, also ins heutige Israel, zurückzukehren, obwohl das völlig unrealistisch sei, sagte Cassis. Die UNRWA halte diese Hoffnung aber trotzdem aufrecht. «Für mich stellt sich die Frage: Ist die UNRWA Teil der Lösung oder Teil des Problems?», meinte Cassis.

Weil er mit dieser Frage ein jahrzehntealtes Tabu brach, sorgte seine Analyse weltweit für Schlagzeilen. Doch seine berechtigte Frage hatte keinerlei Konsequenzen. Cassis krebste nach departementsinterner Kritik zurück. Der Geldfluss wurde nicht gestoppt.



Bild: © Teatro alla Scala

VIP-Kulturreise nach Mailand

Bella città und Verdis «Rigoletto»

Kunst, Architektur und Lebensstil – auf dieser Reise erleben Sie die lombardische Metropole mit allen Sinnen. Geniessen Sie das einmalige Ambiente rund um den Dom und – als Krönung – die unvergessliche Inszenierung von Verdis «Rigoletto» in der Scala mit ihrer unvergleichlichen Akustik.

Mit seinen Sehenswürdigkeiten und dem internationalen Flair begeistert Milano alle, die dem Schönen zugeneigt sind. Auf unserer dreitägigen Lesereise erkunden wir die Stadt, in der Giuseppe Verdi seine berühmtesten Opern komponiert und uraufgeführt hat. Mailands Magie verzaubert uns beim Spaziergang durch die Altstadt, beim Anblick der Basilica di Santa Maria Nascente und im Museo Teatrale alla Scala, wo unter anderem handschriftliche Noten aus der Feder Verdis aufbewahrt werden.

Den ersten Reisetag lassen wir gemeinsam in einem gemütlichen Restaurant ausklingen. Sie logieren in einem 4-Sterne-Hotel ganz in der Nähe der Scala. Selbstverständlich bleibt Ihnen auch Zeit zur freien Verfügung für eigene Erkundungen.

Höhepunkt der Exkursion ist die Aufführung von Verdis «Rigoletto» am zweiten Tag in der legendären Scala. Die Oper war schon

bei der Uraufführung 1851 ein überwältigender Erfolg und wird seither weltweit gespielt. Untermalt mit einem einzigartigen Bühnenbild, wird die Oper zum unvergesslichen Erlebnis.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.



Bild: © Esatour

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Kulturreise nach Mailand

Reisetermin:
19. bis 21. Juni 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Mailand–Zürich (inkl. Gebühren)
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Sina De La Ville» in Mailand
- Abendessen in ausgewähltem Restaurant
- Ausflug «Weltberühmte Sehenswürdigkeiten»
- Verdi-Oper «Rigoletto» in der Mailänder Scala (Kategorie 1 und 2 im Parkett bzw. Loge in 1. Kategorie)
- Qualifizierte, deutsch sprechende Reiseleitung
- Ausführliche Reiseunterlagen

Preis (pro Person im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: ab Fr. 1640.–
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1940.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 250.–
Ausflug «Der berühmte Dom und das Museo Teatrale alla Scala», inkl. Eintritt und Mittagessen: Fr. 90.–
Ermässigung bei Eigenreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Männerschnupfen

Wie, so frage ich mich, konnte ein wehleidiges Geschlecht so lange an der Macht sein?



Ein bisschen Mammuts jagen.

Rückblickend betrachtet, ist es einigermaßen mysteriös, weshalb sich das Patriarchat angesichts der Überlegenheit des Weiblichen gegenüber dem Männlichen bis vor ein paar Jahrzehnten halten konnte. War es einzig die physische Überlegenheit des Mannes, die ausreichte, die Frau so lange in der Rolle des schwachen Geschlechtes gebunden zu halten, und weil er ein bisschen Mammuts jagen konnte, Krieg machen und nicht gebären musste, weil Gott ein Mann war und Jesus auch, weil wir John Wayne hatten – reichte das aus, um eine Männerwelt zu schaffen, die ein paar Millionen Jahre lang Bestand hatte?

Es grenzt an ein Wunder, dass die alte Rollenverteilung so ziemlich alles überdauerte ausser die 1968er Bewegung, als der Mann begann, durch das kollektive Erstarken der Frau in einer Emanzipationsbewegung seine eigene Weiblichkeit zu entdecken und paradoxerweise ausgerechnet seine Schwäche, die er zuvor jahrtausendlang im Weiblichen verortete.

Im Laufe der letzten Jahre und der diversen Emanzipationswellen bin auch ich, so kann ich sagen, Feminist geworden, obwohl ich mir der Bedeutung dessen nicht ganz klar bin. Ich mag generell Frauen, ihr Wesen, ihre Einfühlsamkeit, ihre Stärke im Verfolgen der Ziele, ihre Fähigkeit, alles zu verlegen, ihre emotionale Schlaueit, ihr Beherrschen von zwischenmenschlichen Spielen, ihre Sehnsüchte, ihre Fähigkeit zur Liebe, ihre Leiden-

schaft, ihre Zerbrechlichkeit, die Stärke hervorbringt und so weiter. Ich bin auch dafür, dass sie gleich viel verdienen wie Männer, gleich viel arbeiten sollen und gleich lange, dass sie ihr Mutterland notfalls militärisch verteidigen, dass sie den Müll runtertragen, mit einer Bohrmaschine umzugehen wissen.

Ich bin dagegen, dass es in Saunen immer noch Frauentage gibt, dass die Witwenrente viel besser gestellt ist als die Witwerrente, dass Kinder bei Scheidungen tendenziell den Müttern zugeteilt werden. Ich glaube, all das macht mich zum Feministen, zu einem durchschnittlichen zumindest.

Nur manchmal traure ich, wie die meisten Männer, deren Haare langsam grau werden oder ausfallen, den alten Zeiten nach, immer dann meistens, wenn es kompliziert wird in einer Beziehung und das letzte Wort die Frau hat. Meine eigene Verweiblichung steht mir im Wege, ich will zu viel verstehen, vielleicht ist es das, und verstehe dann gar nichts mehr, und wenn ich mich zusammenreisse und dann ein Machtwort spreche, ist danach nicht Ruhe, sondern Gelächter, und ich fühle mich verletzt, natürlich in meiner Männlichkeit, meinem männlichen Stolz, der, so muss ich zugeben, doch Mühe hat, ein Feminist zu werden.

Ich würde gerne mehr festhalten als bloss diese Gedankenketten, die weder soziologisch noch emanzipatorisch noch philosophisch

besonders weltbewegend sind, ich weiss, aber es geht nicht. Ich habe das, was Frauen einen Männerschnupfen nennen. Seit drei Tagen schon, ich bin am Ende, die Leidenschaft ist erschöpft, das Hirn am Auslöschen. Keine Frau, nichts kann einen Mann so fertigmachen, wie dies ein harter Schnupfen tut.

Nichts hilft, und manchmal, während heftiger Attacken, die sich anfühlen, als ob der Kopf gleichzeitig implodiert und explodiert, denkt man sogar, dass der Tod das geringere Übel sein könnte. Am ersten Tag bekam ich noch Tee von meiner Partnerin und Empathie, am zweiten abschätzige Blicke und die Ermahnung, nicht überall gebrauchte Taschentücher rumliegen zu lassen, und am dritten den verschnupften Kommentar, ob sie schon einen Termin beim Bestattungsunternehmen buchen solle.

Ich habe recherchiert; durch das Östrogen sind Frauen nicht in der Lage, einen Männerschnupfen nachzuempfinden, weil das Hormon die Immunabwehr stärkt, während das Männerhormon Testosteron es schwächt. Das passt zum Fakt, dass Frauen generell besser Schmerzen ertragen können, leidensfähiger sind, überlebensfähiger, härter, brutaler vielleicht auch. Und all das brachte mich auf die Frage, weshalb der Mann, dieses zerbrechliche Wesen, so lange auf dieser Welt die Hosen anhaben konnte.

PERSONENKONTROLLE

Rühl, Ineichen-Fleisch, Martullo-Blocher, Sommaruga, Glättli, Knie, Ursus & Nadeschkin, Baker, Truss, Thatcher, Tarantino, Pasternak



Staraufgebot: Nadeschkin, Baker, Ursus.

Monika Rühl, Teflon-Funktionärin, sollte nach dem Totalabsturz der Wirtschaftsverbände beim Nein zur Stempelabgabe die Konsequenzen ziehen. Schliesslich steht eine Reihe von finanz- und sozialpolitischen Abstimmungen an, bei denen für die Wirtschaft viel auf dem Spiel steht. Manche zweifeln, ob Rühl die geeignete Person für diese Herausforderungen ist. Im Staatssekretariat für Wirtschaft jagen sich derweil die Gerüchte, die angezählte Geschäftsführerin des Wirtschaftsverbandes sei als Nachfolgerin von **Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch** im Rennen. Die Staatssekretärin tritt am 31. Juli ab. Böse Zungen fragen sich jetzt bereits: In welcher Funktion kann die studierte Romanistin weniger Schaden anrichten? (*odm*)

Magdalena Martullo-Blocher, Kritikerin, hat in den letzten Tagen via *Blick* eine Breitseite gegen Stromunternehmen und auch gegen Energieministerin **Simonetta Sommaruga** abgefeuert. Die Ems-Chemie-Chefin und SVP-Nationalrätin mokierte sich darüber, dass die Elektrizitätswerke bei einer Versorgungskrise laufende Lieferverträge ausser Kraft setzen und höhere Preise diktieren können und Sommaruga bei der Energiepolitik bloss runddoktere. Bringt sich die Unternehmerin hier als Bundesrätin in Stellung? Im Publikum konnte sie jedenfalls punkten. Diese Frau habe mehr Dampf als der Preisüberwacher, kommentierte ein *Blick*-Leser ihre Kritik an den Elektrizitätswerken und der Energieministerin. (*hmo*)

Balthasar Glättli, Tagträumer, hat mit seiner Gutmenschen-Truppe vergangene Woche eine Petition lanciert. Die Grünen wollen, dass Städte und Kantone bei der nächsten Katastrophe Tausende Geflüchtete und Vertriebene direkt aufnehmen können. Sie haben dazu im natio-



Blick nach Bern: Martullo-Blocher.

nen Parlament bereits Vorstösse eingereicht. Mit der Petition wollen sie diesen Nachdruck verleihen. Der Antritt passt zum missionarischen Eifer des Grünen-Präsidenten, der die Welt von allem Übel befreien will. Ungünstig nur, dass damit die Kosten der Sozialhilfe weiter hochgetrieben werden, wofür dann alle geradestehen müssen. (*hmo*)

Géraldine Knie, Schwärmerin, feiert ein freudiges Wiedersehen im Nationalzirkus Knie: Die Stargäste der Manege in der neuen Saison (Start 18. März in Rapperswil) heissen **Ursus & Nadeschkin** sowie **Bastian Baker**. Der Westschweizer Sänger war schon letztes Jahr dabei. «Bei dem durchschlagenden Erfolg wollten wir mit Bastian unbedingt nachlegen», sagt die Zirkuschefin. Auch Ursus & Nadeschkin kennen den Zirkus bestens: Das Comedy-Duo stand bereits vor zwei Jahren in der Manege. Nach den Pandemiezeiten kann Knie mit diesem Staraufgebot sicher punkten. (*ah*)

Liz Truss, Novizin, steigt gerne in grosse Schuhe. Bei ihrem jüngsten Moskau-Besuch machte die britische Aussenministerin bewusst Anleihen bei ihrem Vorbild **Margaret Thatcher**. Wie einst die eiserne Lady stülpte sie sich eine schicke russische Pelzmütze auf den Kopf. Dumm nur, dass es an diesem Tag in Moskau wärmer war als in London. (*ky*)

Quentin Tarantino, Vollamerikaner, soll einer russischen Kleinstadt helfen. In einem Video bitten die Bewohner von Kassimow südlich von Moskau den Regisseur, ein Haus zu retten, in dem einst der Autor **Boris Pasternak** lebte und zu seinem Welterfolg «Doktor Schiwago» inspiriert wurde. Tarantino verehrt den Schriftsteller, der ihn stark beeinflusst habe. (*ky*)

Novak Djokovic bleibt sich treu

Zerschellt die Karriere des vielleicht grössten Tennisspielers der Geschichte an der ideologischen Sturheit der Covid-Moralisten? Und dies ausgerechnet in einer Phase, in der hüben wie drüben die Massnahmen gelockert werden und sich die Pandemie zu verflüchtigen scheint.

Rund einen Monat nachdem Djokovic trotz gültigem Visum und Einladung von der Turnierleitung vom Australian Open ausgeschlossen und aus Australien ausgewiesen worden war, äusserte er sich in der BBC erstmals über die Hintergründe. Seine Zeit in Gewahrsam sei schwierig gewesen: «Ich war wirklich traurig und enttäuscht darüber, wie das Ganze für mich endete.»

Der Serbe stellte ausserdem den Grund seiner Abschiebung klar: «Was die Leute wahrscheinlich nicht wissen, ist, dass ich nicht aus Australien abgeschoben wurde, weil ich nicht geimpft war, gegen Vorschriften verstossen habe oder einen Fehler in meiner Visumserklärung gemacht habe. All dies wurde vom australischen Bundesgericht und vom Einwanderungsminister bestätigt und für gültig erklärt.»

Der Weltranglistenerte sei nach eigenen Angaben als präventive Massnahme aus dem Lande verwiesen worden: «Der Grund für meine Ausweisung aus Australien war, dass der Einwanderungsminister von seinem Ermessen Gebrauch machte und mein Visum annullierte, weil er der Meinung war, dass ich eine Anti-Impf-Stimmung im Land oder in der Stadt hervorrufen könnte, was ich absolut nicht teile.»

Damit bestätigt er, was schon früher im Raum gestanden hatte: Djokovic wurde allein aus moralischen und ideologischen Gründen abgeschoben, nicht aufgrund von juristischen Fakten. Von seinem Entscheid gegen eine Impfung will er nicht abrücken – und nimmt sogar das Risiko in Kauf, dass er als Titelverteidiger bei den French Open in Paris Ende Mai und beim Rasenturnier in Wimbledon nicht an den Start gehen kann. Die Frage, ob er die Teilnahme an Grand-Slam-Turnieren wegen seiner Haltung zum Impfen opfern würde, beantwortete er unmissverständlich: «Ja, das ist der Preis, den ich bereit bin zu zahlen.»

Nie mehr Djokovic an einem grossen Turnier? Muss der Weltranglistenerte durch die Hintertür von der grossen Bühne abtreten? Es wäre eine Bankrotterklärung für den Tennissport – und einer der grössten Skandale der Sportgeschichte. *Thomas Renggli*

MÖRGELI

Sie ist dann mal weg

Der Fernsehmoderator von «10 vor 10» verkündete die «Personalmeldung» mit Leichenbittermiene – als hätte soeben Königin Elisabeth das Zeitliche gesegnet. Tatsächlich ging es um SP-Nationalrätin Jacqueline Badran, die eine Auszeit bis zum Sommer angekündigt hat. Was unsere Staatsrundfunkanstalten tatsächlich in die Krise stürzt. Mit wem ums Himmels willen sollen sie bis dahin ihre Sendungen füllen? Sandro Brotz von der SRF-«Arena» wünschte ihr jedenfalls augenblicklich «gute Erholung und bis bald im Studio 8».

Auf «dringliches» Anraten ihres Hausarztes müsse sie sich eine Auszeit nehmen, gab Jacqueline Badran am Montag bekannt. Ihr Hausarzt ist zumindest ein guter Politiker. Denn Badrans zwingend erforderliche Schonung terminierte er exakt auf den Tag nach dem Abstimmungssonntag. Sodass sie als Siegerin noch publikumswirksam in die Kameras heulen konnte. Jeder Franken, der an den Staat statt in die Wirtschaft fliesst, ist den Linken eine Freudenträne wert.

Badran wäre nicht Badran, wenn sie die Ursache ihrer «physischen und psychischen» Beschwerden nicht genaustens diagnostizieren könnte. Schuld ist selbstverständlich weder ihr Kettenrauchen noch ihr Übergewicht. Sondern das «Politikversagen der Mitte-rechts-Mehrheiten». Krank machen die SP-Frau neben «Klimakrise» und «Kapitaleigentümern» obendrein «die Renten, die explodierenden Miet- und Immobilienpreise, die Energie- wende, das Artensterben, die Ungleichheit, die Desinformationskriege, die Armut auch bei uns».

Doch wie nehmen jene Mitmenschen Badrans luxuriöse Auszeit auf, die wirklich mit der Armut kämpfen? Was meinen alleinerziehende, berufstätige Mütter zum Erholungsquartal der kinderlosen Berufspolitikerin? Was empfinden hart arbeitende Familienväter, die von früh bis spät arbeiten und jede Ausgabe überdenken müssen? Nicht alle führen ein Leben zwischen Zürichberg-Villen, Sankt Moritzer Skipisten, Bundeshauskuppel, Fernsehkameras und Radiomikrofonen. Und wird sich Jacqueline Badran wirklich an ihre Auszeit halten? Oder kommt es zum lautstärksten Schweigen, das wir je erlebt haben?

Christoph Mörgeli

Molinas falsche Mythen

Mit heiligem Zorn bekämpfen «Antifas» einen imaginären Feind, der ihnen fatal ähnlich sieht.

Alex Baur

Es war kein Schnappschuss, sondern ein inszeniertes Bild: Nationalrat Fabian Molina (SP), von Kopf bis Fuss in Schwarz, FFP2-Maske inklusive, posiert vor einer schwarzvermummten Menge. Dazu die Hashtags: Nopasarán, Niewiederfaschismus, Zürichazifrei.

Als Molina dieses Bild am Sonntag auf Instagram stellte, war bekannt, dass die unbewilligte Antifa-Demo in Zürich vom Vortag in einen Saubannerzug ausgeartet war. Er solidarisierte sich also mit dem für seine notorische Gewalttätigkeit berüchtigten schwarzen Mob. Würde ein bürgerlicher Politiker derart mit Extremisten fraternisieren, er würde medial hingerichtet. Für Linke scheint das kein Problem zu sein. Im Gegenteil. «Ich finde es wichtig», erklärte Molina via Tamedia, «dass sich die Zivilgesellschaft wehrt, wenn die Faschisten aufmarschieren.»

«Faschisten» und «Nazis»? Molina meint die Gegner des Massnahmen-Regimes. Welch irre Verdrehung der Realität in ihr Gegenteil. Ob zu Recht oder auch nicht – Freiheitstrychler und Co. engagieren sich primär für die verfassungsmässigen Grundrechte, und das friedlich. Davon können ein paar rechtsextreme Wirrköpfe in ihrem Umfeld nicht ablenken.

Wie Mussolinis schwarze Horden

Wenn etwas in diesem Szenarium historisch arg belastet ist, dann der Schwarze Block. Er sieht den berüchtigten schwarzen Horden von Benito Mussolini zum Verwechseln ähnlich. Gerade Mussolini steht auch für die enge Verbandlung von Faschisten und Sozialisten. Sie hassen sich so inbrünstig, weil sie sich so ähnlich sind. Ihr gemeinsamer Feind ist der Liberalismus.

Die «demokratischen Volksrepubliken» des vergangenen Jahrhunderts waren Meister der rhetorischen Verdrehung. Wenn sie den «Antifaschismus» beschworen, meinten sie damit nicht freie Wahlen, sondern den Kampf gegen den freien Westen und seine Demokratie. Die Berliner Mauer war aus DDR-Perspektive ein «antifaschistischer Schutzwall».

«No pasarán», das Motto des Antifa-Saubannerzuges vom letzten Samstag, war der Schlachtruf der «Passionaria» im spanischen

Bürgerkrieg (1936 bis 1939) gegen Francos Falange. Er wurde später von den kubanischen Revolutionären übernommen. Was Castro und Guevara unter «Antifaschismus» verstanden, sollte mittlerweile hinlänglich bekannt sein. Mit Demokratie hat es nichts zu tun.

Wie kaum ein anderer SP-Politiker bewirtschaftet Fabio Molina die falschen Mythen aus der sozialistischen Steinzeit. Schon auf seiner Website empfängt uns der Sohn eines Allende-Nostalgikers und einer Anti-AKW-Aktivistin mit einem dummdreisten Leitspruch aus Paris anno 1968: «Sean realistas, pidan lo imposible» (Seid realistisch, fordert das Unmögliche).

Molina ist die Karikatur des ewigen Studenten, der alles besser weiss, obwohl er noch nie ein Streichholz verkauft hat. Was kümmert ihn schon die Realität, die sich auch erfinden lässt. Selbst die dreiste Lüge wird irgendwann zur Wahrheit, wenn man sie nur oft genug wiederholt.



Fredy und Ruedi, bitte melden

Fredy Gantner und Ruedi Strahm gehörten zur Truppe, die das Rahmenabkommen versenkte.



Die Schweiz hat sieben Jahre lang mit der EU verhandelt. Unsere Bundesrätinnen und Bundesräte machten der EU-Kommission schöne Augen. Roberto Balzaretto hat einen für die Schweiz äusserst vorteilhaften Rahmenvertrag ausgehandelt. Man hätte ihn nur mit EU-kompatiblen flankierenden Massnahmen aufpeppen müssen. Zum Beispiel mit einem flächendeckenden Mindestlohn von 25 Franken.

Wer in einem solchen Moment Verhandlungen abbricht, hat einen Dachschaten. Die Querfront der Gegner des Rahmenabkommens versprach uns alternative Konzepte. Geliefert haben sie bisher nichts Brauchbares. Man muss ihnen auf die Hinterbeine helfen.

Aus der Geschichte lernen heisst überleben lernen. Nach Marignano hat die Schweiz ihre Grossmachtsfantasien begraben. Die Tagsatzungskantone schlossen einen ewigen Frieden mit Frankreich. Bis zur Französischen Revolution steuerten die Diplomaten Frankreichs im Auftrag ihrer Könige von Solothurn aus die Schweiz.

Die Schweiz gibt es nur, weil ein griechischstämmiger Diplomat des russischen Zaren am Wiener Kongress den neutralen Pufferstaat Schweiz durchgesetzt hat. Sein Name: Ioannis Kapodistrias. Die verstummten Europa-Freunde müssten ihm an der Zürcher Europastrasse ein grosses Denkmal widmen. Markus Notter, in die Hosen!

Das Nein zum Rahmenvertrag bedeutet: Das Kind ist in den Brunnen gefallen. Und so schnell bekommen wir es da nicht mehr heraus. Wie beim EWR wird es Jahre dauern, bis wir alles verspätet und teurer wieder auf der Reihe haben. Umso mehr müssten sich die in Bern anstrengen.

Prag bombardieren? Viola Amherd will amerikanische Tarnkappenbomber kaufen. Sie machen noch mehr Krach als die F/A-18. Aber immerhin soll man mit diesen F-35-Maschinen Prag bombardieren können... Die Schweiz braucht keine neuen Kampfflugzeuge. Weder amerikanische F-35 noch französische Rafales. Genau deshalb

Die Querfront der Gegner versprach uns alternative Konzepte. Geliefert haben sie bisher nichts Brauchbares.

müsste man sie in Frankreich einkaufen. Und im Gegenzug politische Zugeständnisse erhalten. So wie dies Guy Parmelin und Ueli Maurer hinter dem Rücken von Viola Amherd versuchten. Freund, Parteifreund, Bundesratskollege.

Forscher sind Nomaden. Die Schweiz hat ausgezeichnete Universitäten. Vorab die ETH in Zürich als auch die EPFL in Lausanne sind führend – europäisch und weltweit. Spitzenforscherinnen und Spitzenforscher sind Nomaden und Söldner zugleich. Sie lassen sich nicht von Forschungsprogrammen aussperren. Guy Parmelin, einer der Sündenböcke, müsste ein gigantisches, attraktives Forschungsprogramm anschreiben. Motto: *Yes, we can.*

Simonetta Sommaruga und die SVP befinden sich noch im gleichen Boot. Sommaruga will – genau wie die SVP – die bestehenden Atomkraftwerke, unsere Rostlauben, einfach weiterlaufen lassen. Sommaruga will – wie die SVP – neue Gaskraftwerke bauen, obwohl wir keine Gasspeicher haben. Die Italiener werden im Krisenfall auch

der Ems-Chemie, die am Bau eines Gaskraftwerkes interessiert ist, den Gashahn zudrehen. Sommaruga ist – wie die SVP – gegen bifaziale Freiflächen-Solarkraftwerke in den Alpen.

Ein Blick über die Grenze lohnt sich. Robert Habeck wird in wenigen Wochen sein grosses ökologisches Ostereier präsentieren. Deutschland will und wird bis 2030 200 GW Solarenergie zubauen. Vorab auf landwirtschaftlichen Freiflächen. Und neu wird die bisherige Greenpeace-Chefin Jennifer Morgan – sie wurde in der Schweiz politisiert – als Staatssekretärin von Annalena Baerbock weltweit solarfaulen Ländern wie der Schweiz Beine machen.

Gondo war – wenn man die Abstimmungsergebnisse durchgeht – bisher ein verhocktes SVP-Nest. Nun tagt es an der Grenze zu Italien. Keine Gemeinde der Schweiz sagte klarer ja zum Covid-Gesetz als Gondo. Und jetzt will und wird Renato Jordan zusammen mit Dritten auf seinem Grund und Boden die vorerst grösste solare alpine Freiflächenanlage der Schweiz realisieren. Die Daten sprechen für sich: Pro Quadratmeter und Jahr kann man 450 Kilowattstunden Strom ernten. Davon 55 Prozent im Winter.

0,5 Prozent der Fläche des Schweizer Alpenraumes reichen aus, um das nach dem Abschalten der Atomkraftwerke bestehende Winterloch von 25 Milliarden Kilowattstunden zu decken. Mit einem Zubau von 25 GW Leistung.

Freude herrscht: In der Nähe der Ems-Chemie tickt die nächste alpine Solarbombe.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Zürichs Polizei schont Antifa

Corona-Kritiker eingekesselt, Rechtsextreme festgenommen,
Linksextreme laufengelassen. Warum?

Kurt Pelda

Es ist ein wüstes Scharmützel, das sich am letzten Samstag auf dem Zürcher Bahnhofplatz abspielt. Kommunisten der Revolutionären Jugend Zürich (RJZ) tragen ein Transparent mit der Aufschrift «Zürich nazifrei – Rechten Aufmarsch verhindern». Hinter ihnen haben sich schätzungsweise dreihundert weitere Linksextremisten versammelt. Bei der Tramhaltestelle vor dem Bahnhof trifft dann eine Gruppe Neonazis auf die selbsternannten Antifaschisten, die zahlenmässig mindestens zehnfach überlegen sind.

Nach wenigen Faustschlägen und Fusstritten trennt die Polizei die Streithammel und drängt die jungen Neonazis Richtung Bahnhof zurück. Wer zuerst angegriffen hat und wie der genaue Ablauf war, wird nun ermittelt, wie die Zürcher Stadtpolizei auf Anfrage mitteilt.

Angekündigt sind an diesem Samstag eigentlich zwei unbewilligte Demonstrationen: eine von Corona-Massnahmegegnern und die andere von «Antifaschisten» (Antifa), die mit ihrem Aufmarsch Szenen wie in Bern am 22. Januar verhindern wollen. Damals drängte sich die rechtsextreme Junge Tat ungefragt an die Spitze eines ebenfalls unbewilligten Demonstrationzugs von Massnahmenkritikern.

Was ist die «Junge Tat»?

Äusserlich sind Rechts- und Linksradikale auf dem Zürcher Bahnhofplatz kaum zu unterscheiden. Beide Gruppen tragen mehrheitlich Schwarz, dazu Kapuzen oder Mützen. Während die «Antifaschisten» eher auf Hygienemasken setzen, um sich unkenntlich zu machen, ver mummen sich die Neonazis mit weissen, schwarzen und grünen Halsschläuchen. Es sind diese grünen Tücher, die einige von ihnen als Mitglieder der Jungen Tat erkennbar machen.

Was aber ist die Junge Tat? Sie entstand aus den Neonazi-Gruppierungen Eisenjugend und Nationalistische Jugend Schweiz in Winterthur und dürfte inzwischen auf etwa dreissig Mitglieder und eine unbekannte Zahl von Sympathisanten angewachsen sein. Zum harten Kern gehören unter anderen der ehemalige Winter-

thurer Kunststudent Manuel C., 21, und der Luzerner Bauernsohn Tobias L., 19. Zusammen mit vier Mittätern wurden die beiden vor einem Jahr rechtskräftig wegen antisemitischer Rassen-diskriminierung verurteilt, weil sie an Adolf Hitlers Geburtstag Online-Veranstaltungen der Zürcher Hochschule der Künste mit Zwischenrufen wie «Heil Hitler», «Sieg Heil» oder «Ein Nazi ist ein guter Mensch» störten.

Nach der kurzen Keilerei mit den «Antifaschisten» ziehen die Rechtsradikalen am Zürcher Bahnhof ab in Richtung Limmat und Central. Ein einzelner, mutiger Zivilpolizist stellt sich ihnen in den Weg. Tobias L., der Luzerner Bauernsohn, versucht den Polizisten wegzudrängen, wird von diesem aber zurückgeschubst. Irgendwie schaffen es die mehrheitlich jungen Männer über die Bahnhofbrücke zum Limmatquai. Als die Neonazis bei der Rudolf-Brun-Brücke ins Niederdorf abbiegen, zählt die *Weltwoche* 33 Männer.

Ein blutjunger Rechtsradikaler trägt ein eingerolltes rot-weisses Transparent, dessen Aufschrift nicht zu erkennen ist, und ein grünes T-Shirt mit dem Aufdruck «Junge Tat». Ein langhaariger Teilnehmer des kleinen Demonstrationzugs zeigt dem Reporter der *Weltwoche* den Mittelfinger, ein anderer macht das Victory-Zeichen, und ein Dritter wirft sich in Pose und will seine Muskeln zeigen.



„Hier ist jemand mit einem Großauftrag, Chef!...“



Zürich am letzten Samstag.

Es fallen aber auch einige etwas ältere Semester auf. Da wäre zum Beispiel Marc S. aus dem Aargau, dessen Hals der eintätowierte Schriftzug Blood & Honour (B&H) zielt. Das internationale Neonazi-Netzwerk B&H wurde zum Beispiel in Deutschland, Spanien und Kanada verboten, in der Schweiz ist es hingegen legal. Ausserdem sind mindestens zwei Männer aus dem Kanton Schwyz auszumachen, die zur inzwischen ebenfalls in B&H aufgegangenen Kameradschaft Heimattreu gehörten.

Erfolg der Stadtpolizei

Hinter einer Sonnenbrille von Aldi versteckt sich dann noch Kevin G., ein Urgestein der rechtsextremen Zürcher Szene. Der mehrfach vorbestrafte Sänger der Neonazi-Band Amok wurde 2019 wegen einer antisemitischen Hassattacke auf einen orthodoxen Juden zu einer unbedingten Freiheitsstrafe von einem Jahr verurteilt. 2021 kamen dann nochmals drei Monate hinzu, unter anderem wegen eines Mordaufrufs gegen die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP).

Auf dem Zähringerplatz vor der Zentralbibliothek im Niederdorf werden die Neonazis von einem Polizeiauto entdeckt. Die Männer ergreifen die Flucht, doch während das Gros zum Predigerplatz läuft, schleicht der B&H-Mann Marc S. in die Brunngasse ab. Die anderen Neonazis verdrücken sich vor dem mit Blaulicht herannahenden Polizeifahrzeug in die Chorgasse. Im Gegensatz zu den im Strassenkampf erfahrenen «Antifaschisten» weiss die Junge Tat offenbar nicht, dass man in einer solchen Situation in verschiedene Richtungen davonrennt, um die Polizeikräfte zu verzetteln.



So dauert es nicht lange, bis die Polizei die Rechtsradikalen an der Ecke Spiegelgasse/ Untere Zäune umzingelt. Die Lage ist nun aussichtslos. Den Neonazis werden die Hände mit schwarzen Kabelbindern hinter dem Rücken gefesselt. Die meisten müssen sich auf den Boden setzen, einige sich aber auch auf den Bauch legen. Danach wird einer nach

Die Stadt Zürich misst bei unbewilligten Demonstrationen mit unterschiedlichen Ellen.

dem andern abgeführt und auf die Wache gebracht. Insgesamt werden 31 Rechtsextreme festgenommen, wie die Sprecherin der Stadtpolizei, Judith Hödl, erklärt.

Gegen sie werde im Zusammenhang mit Gewaltdelikten ermittelt. Das war ein voller Erfolg der Stadtpolizei. Damit wurde auch verhindert, dass sich die «Schande von Bern» wiederholte und sich die Junge Tat an die Spitze der Massnahmengegner setzt. Diese versammeln sich ungefähr zu diesem Zeitpunkt auf dem Zürcher Sechseläutenplatz beim Bellevue zu ihrem eigenen Demonstrationszug.

Fabian Molina mit Victory-Zeichen

Doch wie sieht es auf der anderen Seite aus? Auf der Seite der Linksextremen? Die «Antifaschisten», deutlich mehr als tausend an der Zahl, haben sich an verschiedenen Ort positioniert, zum Beispiel beim Landesmuseum und beim Bahnhof. Auch wenn die Mehrheit der Linksextremisten friedlich ist, hat es unter den Schwarzgekleideten notorische Gewalt-

täter und Gewalttäterinnen wie die allseits bekannte Krawall-Kommunistin Andrea Stauffacher. Die mehrfach vorbestrafte 72-Jährige ist eine Serientäterin wie der wesentlich jüngere Neonazi Kevin G. So unterschiedlich die beiden auch sein mögen, Polizei und Justiz werden ihnen nicht Herr. Erst im letzten November wurde Stauffacher unter anderem wegen Beihilfe zur Gefährdung durch Sprengstoffe sowie Gewalt und Drohung gegen Behörden und Beamte in erster Instanz zu vierzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Weil die Mühlen der Justiz aber so langsam mahlen, ist sie an diesem Samstag kreuzfidel unterwegs, um ihre gewalttätigen Anhänger gegen die Nazis ins Feld zu schicken. Dabei befinden sich jene schon längst in Polizeigewahrsam.

Mit von der Partei ist an der unbewilligten Demonstration auch der Zürcher SP-Nationalrat Fabian Molina. Stolz lädt er auf Instagram ein Bild hoch, das ihn mit schwarzer Gesichtsmaske und Victory-Zeichen unter den «antifaschistischen» Protestierenden zeigt. Dazu schreibt er: «Züri stabil nazifrei» und «Es ist deshalb die Pflicht aller Menschen sich zu wehren, wenn Faschisten sich breit machen wollen.»

Einkesselung der Friedlichen

Während die friedlich demonstrierenden Massnahmengegner am Limmatquai von der Polizei eingekesselt und teilweise abgeführt werden, weil sie an einer unbewilligten Demonstration teilgenommen haben, bleibt der SP-Nationalrat unbehelligt. Und auch vor den randalierenden «Antifaschisten» am Limmatquai ergreift die Stadtpolizei die Flucht. An der Lagerstrasse durchbrechen die Linksextremisten problemlos eine unterbesetzte Polizeisperre. Es wird offensichtlich, dass die Behörden den Aufmarsch der Antifa unterschätzt haben, obwohl auch in anderen Städten – allen voran Basel – intensiv für die Demonstration geworben wurde.

Als es 2018 in Basel zu einer ähnlichen Konfrontation zwischen Links- und Rechtsextremisten kam, reagierte der bürgerliche Vorsteher des Sicherheitsdepartements mit Härte. Mehrere kantonale Polizeikorps wurden damals ans Rheinknie beordert. Nichts dergleichen geschieht dagegen am Samstag in Zürich unter der grünen Sicherheitschefin Karin Rykart. Von den insgesamt 41 vorläufigen Festnahmen entfallen 31 auf die gewaltbereiten Neonazis.

Wie sich die restlichen zehn auf die «Antifaschisten» und die absolut friedlichen Massnahmengegner verteilen, will die Stadtpolizei nicht bekanntgeben. Das Missverhältnis ist aber offensichtlich: Fast alle Neonazis wurden vorläufig festgenommen, während die links-extremen Gewalttäter fast alle davonkamen. Die Stadt Zürich misst bei unbewilligten Demonstrationen mit unterschiedlichen Ellen.



THIEL Gleichnisse

Katholischer Priester: Deine neue Talarwanze sieht gut aus.

Evangelischer Kollege: Meine neue was?

Katholischer Priester: Deine Diakonissin.

Evangelischer Kollege: Wieso nennst du sie eine Talarwanze?

Katholischer Priester: Wenn du deinen Talar überziehst, steckt sie doch schon mit drin.

Evangelischer Kollege: Also das ist doch ...

Katholischer Priester: Ich erkenne eine Kanzelschwalbe vom Kirchenschiff aus.

Evangelischer Kollege: Bitte sprich nicht so von meiner Diakonissin. Ich möchte nicht, dass es in der Gemeinde wieder ein Gerede gibt.

Katholischer Priester: Wirf doch nicht gleich den Beichtstuhl ins Fegfeuer. Für das, was unter deinem Talar geschieht, brauchst du in der Gemeinde keine Logenplätze zu verteilen. Aber unter Kollegen schenkt man sich reinen Wein ein. Die Tafel in Teufels Küche ist für alle gedeckt.

Evangelischer Kollege: Meine Beziehung zu meiner Diakonissin geht vielleicht etwas über das rein Theologische hinaus, aber sie ist geprägt von gegenseitigem Respekt und Anstand.

Katholischer Priester: Ich bin nicht gekommen, um zu richten. Der Gockel ruft vom Miststock wie vom Kirchturm. Also mach dir nicht ins Taufbecken, sondern lass uns das Ballett für die gemischte Bodenhochzeit einstudieren.

Evangelischer Kollege: Du meinst den Ablauf der ökumenischen Abdankungsfeier?

Katholischer Priester: Ja, du Himmelskomiker.

Evangelischer Kollege: Wieso redest du so komisch?

Katholischer Priester: Wieso komisch?

Evangelischer Kollege: Du redest so bildgewaltig ...

Katholischer Priester: Ich rede in Gleichnissen.

Evangelischer Kollege: In Gleichnissen?

Katholischer Priester: Ja, wie es uns der Herr gelehrt hat.

Andreas Thiel

Tiere sind Kapitalisten

Dass manche Tiere rechnen können, weiss man schon länger. Sogar ökonomisches Optimieren findet die Verhaltensforschung in der freien Wildbahn.

Herbert Cerutti

Wir Menschen mögen Tieren manche clevere Fähigkeit zutrauen. Aber auch Mathematik und kapitalistisches Optimieren? In der freien Wildbahn gilt die Auswahl der Tüchtigsten. Nur ein konsequenter Verzicht auf körperlichen und energetischen Luxus schafft jenen Vorteil im genetischen Gerangel, der schliesslich zu grosser Nachkommenschaft führt.

Die ökonomische Grundfrage des tierischen Arbeiters und Konsumenten lautet simpel: Wie viel Energieaufwand und Risiko kann ich mir leisten, um ein bestimmtes Ziel mit mehr Nutzen als Kosten zu erreichen? Sei dies das Sammeln von Nektar, das Jagen einer Beute, die Eroberung eines Geschlechtspartners – immer und überall zeigt die detaillierte Analyse, dass die Kreatur eine Strategie verfolgt, die eine neutrale bis positive wirtschaftliche Bilanz erbringt.

Hoher Treibstoffverbrauch

Dass sich das Tier in der Regel nichts dabei denkt, sondern sich aufgrund jahrtausendelanger genetischer Optimierung so und nicht anders verhält, tut der Grossartigkeit der natürlichen Effizienz keinen Abbruch. Vielmehr mag erstaunen, weshalb just die scheinbar intelligenteste aller Spezies in jüngerer Zeit den angeborenen Hang zu Sparsamkeit und Nachhaltigkeit so leichtfertig missachtet.

Das Fressen: Insekten, die vom Nektar der Blütenpflanzen leben, erstellen für das Sammeln ein Zeit- und Energiebudget. Finden Hummeln beim Suchflug die sehr nektarreiche Goldrute, bleiben sie bis zu hundert Sekunden bei der einzelnen Blüte. Die winzigen Nektartröpfchen des Weidenröschens lohnen indes nur einen Konsumstopp von zwei Sekunden. In nektarreichen Gebieten klopft das Insekt pro Pflanze etwa ein Dutzend Blüten ab und sucht dann in der unmittelbaren Umgebung nach weiteren Pflanzen. Landet die Hummel jedoch in einer Vegetation mit niedrigem Nektargehalt, fliegt sie schon nach



Konsequentes Zeit- und Energiebudget: Hummel.

etwa zwei Blütenbesuchen eine tüchtige Strecke weiter, um eine ertragreichere Zone zu finden. Muss die Hummel für lohnenswerte Blüten relativ weit fliegen, wird die Zeit zum limitierenden Faktor. Das Insekt fliegt deshalb schneller und zahlt mit höherem Treibstoffverbrauch. Ein dünneres Nahrungsangebot

Die winzigen Nektartröpfchen des Weidenröschens lohnen nur einen Konsumstopp von zwei Sekunden.

verlangt indes nach tieferen Flugkosten, weshalb jetzt ein energiesparender Langsamflug angebracht ist.

Der Muschel-Trick

Der Austernfischer, ein weitverbreiteter Strandvogel, ernährt sich von Muscheln. Diese muss er erst finden und nachher mit dem Schnabel durch Hämmern und Stochern öffnen. Die meisten der Muscheln sind weniger als 30 Millimeter lang und relativ leicht zu öffnen. Berechnet man aber den Kalorienertrag pro Minute Such- und Öffnungszeit, lohnt es sich für den Vogel, nach den seltenen und schwieriger zu knackenden grossen Kalibern zu suchen. Eine Modellrechnung liess auf eine bevorzugte

Muschellänge von 50 Millimetern und mehr schliessen. Die Beobachtung ergab indes, dass der Austernfischer sich auf mittelgrosse, zwischen 30 und 45 Millimeter lange Muscheln konzentriert. Nach genauerem Hinsehen merkten die Zoologen, dass die grössten Muscheln häufig mit Seepocken verkrustet und deshalb besonders schwer zu öffnen sind.

Aufwand und Ertrag

Optimierung auch beim Nicht-Gefressenwerden. In Costa Rica mass man das Flugtempo verschiedener Schmetterlingsarten mit Hochgeschwindigkeits-Filmaufnahmen, und man bestimmte die Häufigkeit, mit der die einzelne Art

erbeutet wird. Von den schnellen Schmetterlingen konnten bis zu 80 Prozent dem Vogelangriff ausweichen; die langsamsten erlagen meist dem ersten Angriff. Die Geschwindigkeit hat indes ihren Preis. Die Schnellflieger müssen über 40 Prozent ihres Körpergewichts in die Flugmuskulatur investieren und haben einen entsprechend mageren Hinterleib. Bei den Langsamfliegern dagegen entwickeln die Weibchen im Abdomen viel grössere Eierstöcke. Sie kompensieren das kürzere Leben durch eine höhere Fortpflanzungsrate.

Ein spezifisches Verhalten im Tierreich mag noch so unverständlich sein, genaueres Erforschen zeigt fast immer eine austarierte Bilanz von Aufwand und Ertrag. So lässt sich das Spinnenmännchen noch während der Kopulation vom Weibchen fressen – denn sein eigener Körper ist eine Investition in die Ernährung der heranwachsenden Brut. Wirtschaftlichkeit ist auch dort wichtig, wo extreme Aktivität die körperlichen Reserven aufzehrt. Etwa beim Kampf um Territorien und Geschlechtspartner. Männchen, die sich für das gleiche Weibchen interessieren, wenden erst lediglich Energie für Brüllen, Stampfen, Scheinattacken auf. Nur wenn sie sich ebenbürtig fühlen, investieren sie in den kräfteaubenden, manchmal fatalen Nahkampf.

Sie gewinnt alles

Vor zwanzig Jahren begeisterte Schauspielerin Reese Witherspoon noch als Dummerchen. Heute ist sie die bestverdienende Unternehmerin im Showbusiness.

Vivien Wulf

Schauspielerin, Unternehmerin, Produzentin, Visionärin, Feministin, Mutter, Ehefrau: Langsam wird es eng auf der Visitenkarte von Reese Witherspoon. Die zierliche 45-Jährige, die einer breiteren Öffentlichkeit vor allem als Schauspielerin bekannt ist, mausert sich zur Ausnahmereiseerscheinung Hollywoods.

Witherspoon ist nicht nur als Schauspielerin, sondern auch als Unternehmerin aussergewöhnlich erfolgreich. Laut *Forbes* ist sie die bestverdienende Frau im Showbusiness: 115 Millionen Dollar soll sie 2021 eingenommen haben. Ihre Filmproduktionsfirma Hello Sunshine verkaufte sie 2021 für 900 Millionen Dollar. Abnehmer war ein Medienunternehmen, hinter dem der Private-Equity-Riese Blackstone steht. Gründerin Witherspoon blieb beteiligt.

Hello Sunshine, ein Name, so unschuldig wie die 1,56 Meter kleine Reese Witherspoon. Tatsächlich gehört sie zu den ganz Grossen.

Grosse Ziele

Begeistert hat die im deutschen Wiesbaden, dann in Nashville aufgewachsene Amerikanerin erstmals im Film «Legally Blonde», erschienen 2001. Sie spielte eine modebesessene Blondine, die ihrem Ex-Freund beweisen will, dass sie mehr ist als einfach nur schön. Sie träumt von Harvard, der Rechtsfakultät, gewinnt einen schier unlösbaren Fall und überascht alle.

Es ist Witherspoons Paraderolle, das unterschätzte Dummerchen. Der Film ist deshalb grossartig, weil er das Leben vieler junger Frauen illustriert. Blond und blauäugig? Will heissen, da ist nicht viel im Hirn, und ernst genommen wird man sowieso nicht. Elle Woods, gespielt von Reese Witherspoon, sagt in «Legally Blonde»: «Mir ist egal, was andere über mich denken. Ich mach mein Ding.»

Sinnbildlich für die selbstbewusste Feministin steht, dass sie sich beim Casting nicht vom anfänglichen Nein abschrecken liess. Wäre es nach den Produzenten gegangen, hätte die damals 23-Jährige, die ein Jahr zuvor ihr ers-

tes Kind bekommen hatte, die Rolle nicht bekommen. Witherspoon blieb hartnäckig, was sich auszahlte, auch für die Produktionsfirma: Das Einspielergebnis von 145 Millionen Dollar war grossenteils ihr Verdienst.

Reese Witherspoons Lebensweg ermutigt, sich grosse Ziele zu setzen. 2016 trat sie an, um mit ihrer Produktionsfirma Hollywood nachhaltig zu verändern. Sie wollte Frauen in der



Frei von Idealismus:
Ausnahmetalent Witherspoon.

Unterhaltungsindustrie sichtbarer machen und fördern. Das Resultat ist ein Konzern, der nahezu eine Milliarde Dollar wert ist.

Wie Batman

Noch immer gibt es wenig Regisseurinnen oder Drehbuchautorinnen, weswegen es sich Witherspoon auf ihre Fahne geschrieben hat, das Problem gleich selbst anzupacken. Sie initiierte eine Filmklasse für junge Mädchen, um Talente auszubilden und nachzuziehen.

Damit bewies die zweifache Mutter ein marktwirtschaftliches Näschen. Frei von Idealismus und Lifestyle-feministischem Gehabe setzt sie auf einen leistungsorientierten

«Girls Club». Und ihre Girls reüssieren: Mit ihren «Freundinnen» besetzt sie ihre Filme. Ihr Name ist mittlerweile eine Marke, sie steht für *women's empowerment*, für Veränderung.

Die geschäftstüchtige Schauspielerin hat es geschafft, ein Unternehmen zu kreieren, das Frauen in den Mittelpunkt der Story stellt – und offenbar nicht nur bei mir, sondern auch beim Publikum Anklang findet. Wegen Geschichten mit starken weiblichen Hauptrollen, ohne Drang nach Quoten, sondern mit der Sehnsucht nach weiblichen Vorbildern. Nach Vorbildern wie Batman für die Jungs. Mit Drive, wie eine Art Neuzeitheldin – eben wie Reese Witherspoon selbst.

Eine Art trojanisches Pferd

Eine meiner Lieblingsrollen spielt sie in ihrer eigenen Produktion «The Morning Show», die von den korrupten Machenschaften im

*Im Namen aller Frauen,
die sich nach Veränderung sehnten:
Danke, Reese Witherspoon!*

US-Fernsehen handelt. Sie spielt die ambitionierte, aber unterforderte Journalistin Bradley Jackson, die mehr als nur das Frühstücksfernsehen moderieren will.

Obwohl sie von ihrem Chef abgekanzelt wird, gibt sie nicht auf, kämpft sich durch, will mehr sein als nur das symbolische Heimchen am Herd. Natürlich gewinnt sie alles.

Witherspoon zeigt im Film und im Leben, was lange unmöglich schien: dass Frauen über die Rolle der Geliebten, Ehefrau oder Freundin hinauskommen. Hello Sunshine ist eine Art trojanisches Pferd, um die Filmindustrie zu verändern.

Im Namen aller Frauen, die sich danach sehnten: Danke, Reese Witherspoon!

Vivien Wulf ist Schauspielerin und Bestsellerautorin. Zuletzt von ihr erschienen: *Pretty Happy*. Lieber glücklich als perfekt. Edel Books. 240 S., Fr. 24.90

Zerbrechliches Glück am Polarkreis

Seit vier Jahren belegt Finnland den ersten Platz im «World Happiness Report». Die kühlen Skandinavier haben sich Unabhängigkeit und Wohlstand hart erkämpft.

Horst Bacia

Helsinki

Aus kleinen Ländern kommt selten eine Nachricht, die auch den Rest der Welt interessiert. Und Neujahrsansprachen bieten in der Regel nicht gerade Stoff für Schlagzeilen. Doch die Rede des finnischen Staatspräsidenten Sauli Niinistö an seine Landsleute ist im Ausland auf grosse Aufmerksamkeit gestossen, die auch nach Wochen noch zu reden gibt. Nun wird spekuliert, ob Finnland wegen der militärischen Umzingelung der Ukraine und unverhohlener Kriegsdrohungen Putins seine Politik der Bündnisfreiheit überdenkt und der Nordatlantischen Allianz (Nato) beitrifft.

Für und Wider der Nato-Option

Finnland ist durch seine Geografie und Geschichte geradezu schicksalhaft mit Russland verbunden. Sankt Petersburg liegt 400 Kilometer von Helsinki entfernt. Es gibt eine 1340 Kilometer lange gemeinsame Grenze. Und im nationalen Bewusstsein ist stets gegenwärtig, dass das kleine Finnland und der grosse Nachbar zwischen 1939 und 1944 zwei Kriege gegeneinander geführt und zweimal Frieden miteinander geschlossen haben.

Der Beitritt zur Nato wäre ein Bruch mit der bisherigen sicherheitspolitischen Linie, die auf einen Interessenausgleich einerseits und andererseits auf Abschreckung setzt. Darüber hinaus würde eine Mitgliedschaft Finnlands (und wohl gleichzeitig Schwedens) die geostrategische Lage im Ostseeraum einschneidend verändern.

Kein Wunder, wenn Präsident Niinistö über die Wirkung seiner Worte etwas erstaunt gewesen wäre. Eigentlich hatte er nichts Neues gesagt, sondern nur bekräftigt, dass es «zur Bewegungsfreiheit und zu den Wahlmöglichkeiten» Finnlands gehöre, sich einem militärischen Bündnis anzuschliessen. Für alle Staaten müsse gelten, dass sie die gleiche Souveränität hätten, sagte Niinistö. «Interessensphären gehören nicht in die 2020er Jahre.»

Das konnte als Unterstützung für die Ukraine verstanden werden, war aber auch eine Klar-



Selbstbehauptung einer kleinen Nation.

stellung in eigener Sache. Trotzdem schob der Präsident eine schriftliche Erklärung nach, um mögliche Missverständnisse auszuräumen. Die sicherheitspolitische Linie Finnlands sei klar, stabil und darauf angelegt sei, auch in schwierigen Zeiten Bestand zu haben, hiess es da. Sollte sich die Lage verändern und er zu einer anderen Auffassung kommen, werde er das «klar zum Ausdruck bringen».

Privilegien und Rechte

Eine ernsthafte innenpolitischen Debatte über das Für und Wider der Nato-Option hat in Finnland bisher nicht stattgefunden. Einige Parteien sind für einen Beitritt, andere dagegen. Eine aktuelle Meinungsumfrage zeigt, dass eine Mitgliedschaft in der Allianz von 28 Prozent der Bevölkerung befürwortet und von 42 Prozent abgelehnt wird. Viele Bürger scheinen nach wie vor zu glauben, dass man sich besser aus Konflikten zwischen den grossen Mächten heraushalte. Und heraushalten könne. Das ist eine vertraute Position, eine Lehre aus der Geschichte.

Finnland hat 5,5 Millionen Einwohner und ist ein gutfunktionierender nordischer Wohlfahrtsstaat. Seit 1995 gehört es der Europäischen Union an. Im «World Happiness Report», der in 194 Ländern die Zufriedenheit mit den Lebensbedingungen misst, hat es vier Jahre nacheinander den ersten Platz eingenommen. Fragt man finnische Freunde, wie sie sich das erklären, dann gehen die Antworten immer in dieselbe Richtung: Wir sind Realisten und schnell mit etwas zufrieden. Unabhängigkeit und Wohlstand mussten hart erkämpft werden. Wir wissen, dass es auch anders, viel schlimmer, hätte kommen können.

Im Laufe seiner Geschichte ist Finnland wiederholt zum Spielball fremder Mächte geworden. Seit dem Mittelalter ein Teil des Königreichs Schweden, fiel es Anfang des 19. Jahrhunderts, nach Absprachen zwischen Napoleon und Zar Alexander I., in einem Eroberungskrieg an das russische Imperium. Als weitgehend autonomes Grossfürstentum, in dem weiterhin die Privilegien und Rechte aus schwedischer Zeit galten und die Institu-

tion der protestantische Kirche erhalten blieb, begann das Land damals paradoxerweise ein eigener Staat zu werden. Politische Strukturen entstanden. Wirtschaftlich ging es voran. Finnisch, die Sprache der Bevölkerungsmehrheit, wurde als Verwaltungssprache dem Schwedischen gleichgestellt. Ein romantisches finnisches Nationalbewusstsein bildete sich heraus. So schlich man sich langsam, aber sicher davon.

Gelegenheit zur Revanche

In den Wirren des Ersten Weltkrieges und der russischen Revolution erklärte Finnland im Dezember 1917 seine Unabhängigkeit. Lenins Rat der Volkskommissare gab sogar schriftlich die Zustimmung. Doch einen Monat später ergriffen finnische Revolutionäre in Helsinki und im Süden des Landes mit der Unterstützung aus russischen Garnisonen die Macht. Die bürgerliche Regierung floh. Sie beauftragte Carl Gustaf Emil Mannerheim, der noch kurz zuvor als General im Dienst des letzten Zaren gestanden hatte, aus spontan gebildeten Schutzkorps eine bewaffnete Streitmacht aufzubauen. Der Bürgerkrieg zwischen Roter und Weisser Garde endete nach vier Monaten mit einer Niederlage der revolutionären Kräfte. Fast 9000 Menschen kamen ums Leben. In der Deutung der Sieger war es ein «Befreiungskrieg».

Im Winterkrieg 1939/40 übernahm Mannerheim wieder die militärische Führung. Wie die drei baltischen Staaten war Finnland im Hitler-Stalin-Pakt der Interessensphäre der Sowjetunion zugeschlagen worden. Drei Monate nach der Teilung Polens begann auf breiter Front der Überfall. Es gelang zwar, dem Aggressor schwere Verluste zuzufügen, doch als die Verteidigung im Grenzgebiet zusammenbrach, wurden Friedensfühler ausgestreckt. Nach 105 Tagen schwiegen die Waffen. Finnland musste schmerzhaft Gebietsabtretungen akzeptieren, eine Okkupation konnte aber vermieden werden.

Als Hitler den Angriff auf die Sowjetunion vorbereiten liess, wurde die Regierung in Helsinki eingeweiht. Sie sah eine Gelegenheit zur

Militärische Zusammenarbeit mit Schweden und Partnerschaft mit der Nato wurden intensiviert.

Revanche. Mit eigenen, begrenzten Zielen trat Finnland an der Seite Deutschlands in den Zweiten Weltkrieg ein. Aber 1944 kam wieder die Diplomatie ins Spiel. Denn auf der Karelichen Landenge hatte der Gegner mit einer Grossoffensive die ersten Verteidigungslinien überrannt. Stalin, der alle Kräfte auf die Eroberung Berlins konzentrieren wollte, war zu einem Separatfrieden bereit. Wieder gab es Gebietsabtretungen, wieder konnte eine Besatzung des Landes vermieden werden.

Juho Kusto Paasikivi führte in beiden Kriegen die Friedensverhandlungen. Dann übernahm er 1946, in schwierigen Zeiten, das Amt des Staatspräsidenten. Paasikivi hatte lange die Auffassung vertreten, dass die Sowjetunion Sicherheitsinteressen habe, die Finnland wegen seiner exponierten Lage akzeptieren müsse. Wenn es gelinge, ein Vertrauensverhältnis mit Moskau zu schaffen, könne man zugleich mehr politischen Spielraum in der Innenpolitik und in den Beziehungen zum Westen erwarten. In dieser Überzeugung

Im Freundschafts- und Beistandspakt war es ihm gelungen, eine wesentliche Einschränkung durchzusetzen. Es gab nur die Verpflichtung, «einen bewaffneten Angriff Deutschlands oder eines mit ihm verbündeten Staates» über finnisches Territorium abzuwehren, aber keine bündnisähnliche Zusammenarbeit. Aufgrund dieser Klausel war Finnland legitimiert, starke nationale Verteidigungskräfte aufzubauen. Unausgesprochen wirkte das abschreckend auch in Richtung Osten.

Dieser schwierige diplomatische Balanceakt ist nicht länger nötig. Gleichwohl ist Finnland schon aus wirtschaftlichen Interessen um ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis zu Russland bemüht. Wie die Präsidenten vor ihm pflegt Niinistö in regelmässigen Gesprächen persönliche Beziehungen zu Putin.

An der Wehrpflicht und einer auf der Mobilisierung von Reservisten beruhenden Territorialverteidigung hält das Land derweil fest. Die militärische Zusammenarbeit mit Schweden und die Partnerschaft mit der Nato wurden intensiviert. Ende letzten Jahres beschloss die Regierung eine Modernisierung der Luftstreitkräfte. Als Ersatz für 64 F-18-Kampfflugzeuge werden aus den USA in gleicher Zahl Maschinen des Typs F-35 beschafft.

Der Nationalfeiertag Finnlands fällt auf den 6. Dezember, das Datum der Unabhängigkeitserklärung. Begangen wird dieser Tag aber nach wie vor im Zeichen des Winterkrieges, mit Kerzen in den Fenstern und auf den Gräbern der Gefallenen. Im Fernsehen läuft regelmässig die Verfilmung von Väinö Linnas Kriegsepos «Der unbekannt Soldat», meistens in der älteren Version, in Schwarzweiss und unterlegt mit der pathetischen Musik aus «Finlandia» von Jean Sibelius. Das Werk entstand in der russischen Zeit, mit dem ursprünglichen Titel «Finnland erwacht!».

500 000 Mann unter Waffen

Der Winterkrieg und der Fortsetzungskrieg waren Stellungskriege. Es galt als selbstverständlich, die Gefallenen in der Heimat zu begraben. Vor dem Friedensschluss 1944 standen, bei einer Bevölkerung von vier Millionen, 500 000 Mann unter Waffen. Die Schreckensbilanz von 90 000 Toten und 200 000 Verwundeten ist mehr als eine Statistik. In jeder Stadt, jedem Dorf gibt es auf dem Friedhof die Reihen liebevoll gepflegter Kriegsgräber. Man wundert sich jedes Mal, wie viele es sind.

So wird die Erinnerung wachgehalten. An die Geschichte und an die Selbstbehauptung einer kleinen Nation, als Stalins Aussenminister Wjatscheslaw Molotow 1939 mit brutaler Offenheit verkündete, die Zeit kleiner Nationen sei vorbei.

Horst Bacia ist Schriftsteller und ehemaliger Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Seit einigen Jahren lebt er in seiner Wahlheimat Finnland.



wurde 1948, nach harten Verhandlungen, der von der Sowjetunion verlangte «Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand» geschlossen.

Die Überlebensstrategie Paasikivis wurde unter seinem Nachfolger Urho Kekkonen zur aussenpolitischen Doktrin Finnlands im Kalten Krieg. Kekkonen war mehr als 25 Jahre Präsident. Geschickt nutzte er gute persönliche Beziehungen zu den Führern im Kreml auch aus, um sich so lange an der Macht zu behaupten.

Die «Paasikivi-Kekkonen-Linie», im Ausland manchmal abfällig als Finnlandisierung bezeichnet, konnte tatsächlich Erfolge vorweisen: Finnland befreite sich aus der politischen Isolierung. Es baute seine wirtschaftlichen Beziehungen zum Westen aus und profitierte gleichzeitig vom Barter-Handel mit dem Osten. Als Gastgeber der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) konnte es sich neben Österreich, Schweden und der Schweiz als neutrales, nicht paktgebundenes Land präsentieren.

Macrons Philosophie des Atomstroms

Man schrieb das Jahr 1980. In Deutschland zogen die «Lichterketten» der Friedensbewegung durch die Strassen. Die Pazifisten protestierten gegen die Nachrüstung durch den neuen US-Präsidenten. Sie wollten keine amerikanischen Raketen in Europa – gegen die sowjetischen hatten sie nichts einzuwenden. Es war die Geburtsstunde der Grünen aus dem Geist des Pazifismus: «Nie wieder Krieg.»

Zu dieser Zeit hatten die «neuen Philosophen» in Paris gerade den Marxismus überwunden und mit der Aufarbeitung der Vichy-Vergangenheit begonnen. Sie holten den Widerstand nach, den sie im Krieg nicht geleistet hatten und zu dem die deutsche Friedensbewegung jetzt nichts beitragen wollte.

«Lieber tot als rot»: Die Debatten nahmen die konfuse Instrumentalisierung des Zweiten Weltkriegs voraus, die während der Epidemie groteske Züge annahm. Damals gab ein französischer Publizist seinem Buch über den Pazifismus den Titel «Das Vierte Reich der Grünen». Heute demonstrieren Impfgegner mit dem Judenstern. Im Namen des neu-philosophischen Dogmas wurden Kriege gegen «Wiedergänger Hitlers» Genozide geführt.

Macron hat mit dieser Doktrin gebrochen. Doch der Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich flammt auf:



Unabhängigkeit: Präsident Macron.

In Berlin sind die roten und die grünen Pazifisten an der Macht. Von «Neopazifisten» spricht Bernard-Henri Lévy. Er war einer der Wortführer der «neuen Philosophen» und geißelt die Koalition in Berlin. Wegen der Abhängigkeit vom russischen Gas gehe Deutschland vor Putin in die Knie.

Die Angst der Deutschen vor der Atomkraft hat mit ihrer Vergangenheit zu tun. In Frankreich garantiert sie die Unabhängigkeit. Mit seinen neuen Atomkraftwerken will Macron sie sicherstellen. *Jürg Altwegg*

Leiser Tod einer Ikone

Der rote «Guide Michelin», der angesehenste Hotel- und Restaurantführer der Welt, erscheint nur noch digital.

Karl Wild

Wer in den siebziger und achtziger Jahren sichergehen wollte, wenn es um die Wahl von Hotels und Restaurants ging, hatte immer und fast für jedes Land einen roten «Guide Michelin» zur Hand. Mit Vorteil besuchte man ein Restaurant, das dort aufgeführt war und wohnte in einem Hotel, das von den «Michelin»-Testern mit den berühmten roten und schwarzen Häuschen ausgezeichnet worden war. Am besten fünf rote, das Maximum.

Die Liebe zum roten «Guide Michelin» hat uns alle angesteckt. Plötzlich gingen wir nicht mehr ohne dieses Buch nach Spanien, Italien und Frankreich oder sonst wohin. Die Bewertungen hauten einfach hin. Überall und zu fast 100 Prozent. Bei Hotels und Restaurants gleichermassen. Wirkliche Reinfälle gab es nicht. Als vor 28 Jahren der erste rote «Michelin» für die Schweiz erschien, nahmen wir den natürlich ganz genau unter die Lupe – und wurden nicht enttäuscht. Das Buch etablierte sich auch hier als die Bibel aller Hotel- und Restaurantführer.

Portal nach dem Jekami-Prinzip

Was die Restaurants betrifft, wird das wohl auch so bleiben. Aber die Hotels? Das ist ein anderes, ein trauriges Kapitel. Es begann schleichend vor zwei Jahren mit der letzten gedruckten Ausgabe des roten «Guide Michelin Schweiz», als die Auswahl an getesteten und empfohlenen Hotels plötzlich massiv zusammengestutzt wurde. 2021 verzichtete Michelin mit dem Hinweis auf Corona und die neue digitale Strategie des Unternehmens erstmals ganz auf die Schweizer Buchausgabe – und zur Fassungslosigkeit der Branche auch auf das Testen und Bewerten von Hotels. Auf der «Michelin»-Website geht es einzig noch um Restaurants. Wer ein Hotel sucht, wird auf das Internetportal Tablet Hotels verwiesen, mit dem man seit ein paar Jahren zusammenarbeitet.

Tablet Hotels? Sucht man auf diesem Portal ein Hotel in Bad Ragaz, wird man auf Häuser in Lindau, Vaduz und Nonnenhorn am Bodensee verwiesen. Das «Park Hyatt» in Zürich, eröffnet vor dreizehn Jahren, wird als «brandneu» beschrieben. Dass das Restaurant «Pavillon» im Zürcher «Baur au Lac» längst zwei Sterne und

nicht nur einen hat, wurde bei Tablet Hotels noch nicht bemerkt. Dasselbe gilt für das Restaurant «Ecco» im «Giardino Mountain» in St. Moritz-Champfèr. Untergegangen ist auch, dass das «Richemond» in Genf längst geschlossen ist.

Dafür taucht bei Tablet Hotels wieder das «Kameha Grand» in Zürich auf, das schon vor zwei Jahren hochkant aus dem roten Führer geflogen ist und seinen Michelin-Stern längst verloren hat. Im Kommentar zum «Kameha» liest man staunend, es sei zu berücksichtigen, dass das Hotel noch in seiner Eröffnungsphase stecke. Eröffnet wurde es vor gut sieben Jahren. Für die St. Moritzer Nobelherbergen «Suvretta House» und «Kempinski» gibt es «vorübergehend» gar keine Beschreibung. Die Liste des

Das «Park Hyatt» in Zürich, eröffnet vor dreizehn Jahren, wird als «brandneu» beschrieben.

Grauens liesse sich endlos fortsetzen. Auf dem sinnfreien Portal sind die Häuser nach dem Jekami-Prinzip völlig beliebig aufgeführt und werden nicht bewertet. Jede nationale Tourismusorganisation bietet auf ihrer Homepage eine Menge mehr. Dafür versucht Tablet Hotels, dem Besucher eine Travel-Plus-Mitgliedschaft für 99 US-Dollar anzudrehen.

Der 1900 erstmals erschienene rote «Guide Michelin» wurde zur Ikone, zum weltweit besten, zuverlässigsten und angesehensten aller Hotel- und Restaurantführer. Kein anderer Guide konnte je mit der Professionalität und Seriosität der «Michelin»-Tester mithalten. Doch alles hat seine Zeit. In der Schweiz und demnächst auch in andern Ländern gibt es den Führer künftig nur noch digital. Das rote Buch, das Millionen gekannt und geschätzt haben, ist Geschichte. Damit kann man leben. Weit trauriger ist, dass «Michelin» zum reinen Restaurantführer geschrumpft ist und man sich von den höchst populären Hotelbewertungen verabschiedet hat.

Karl Wild ist Journalist, Buchautor und war 1997 Gründer des ersten Schweizer Hotelratings beim Magazin *Bilanz*.

Überraschung in Spanien

Santiago Abascal, Chef der Vox-Partei, könnte zum Königsmacher aufsteigen. Wer ist der Mann, der an Italiens Salvini und Frankreichs Zemmour erinnert?

Nicholas Farrell

Nach den Regionalwahlen in der autonomen Region Kastilien-León am vergangenen Sonntag ist damit zu rechnen, dass die rechte Vox-Partei zum ersten Mal in eine Regionalregierung eintreten wird. Die Partei, die sich als patriotisch und traditionalistisch versteht, von den Mainstream-Medien aber als rechtsextrem oder faschistisch bezeichnet wird, kam bei den Regionalwahlen, die als Generalprobe für die spanischen Parlamentswahlen im nächsten Jahr angesehen wurden, auf den dritten Platz.

Gegen Multikulturalismus

Der Stimmenanteil von Vox stieg von 5,5 auf 17,6 Prozent, im Regionalparlament errang die Partei 13 Sitze – hinter der konservativen Volkspartei (PP), die 31,4 Prozent und 31 Sitze gewann, und der sozialistischen Partei (PS), die auf 30,1 Prozent und 28 Sitze kam.

Die Volkspartei, die in Kastilien und León seit 2019 in einer Koalition mit den liberalen Ciudadanos regierte, hatte vorgezogene Wahlen angesetzt, weil sie sich gute Chancen ausrechnete, die absolute Mehrheit erringen zu können. Doch nun wird die PP, die diesen grossen, aber dünn besiedelten Landesteil im Nordwesten Spaniens (grösser als Belgien und die Niederlande zusammen) stets regiert hat, höchstwahrscheinlich eine Koalition mit Vox eingehen müssen. Bislang hat Vox regionale Regierungen meist unterstützt, doch nun dürfte die Partei fordern, als Preis für diese Unterstützung an der Regierung beteiligt zu werden.

Für Pablo Casado, den PP-Vorsitzenden, der stets bemüht war, zu Vox auf Distanz zu gehen, ist das Wahlergebnis ein Dilemma. Aber ohne Vox verfügt die Volkspartei im Regionalparlament von Kastilien-León über keine eigene Mehrheit. Und so setzt sich der erstaunliche Aufstieg der Vox-Partei fort, die 2018 ihren ersten Wahlerfolg feierte, als sie im Regionalparlament von Andalusien 12 Sitze errang.



«Spanier zuerst»: Politiker Abascal mit Anhängerin.

Santiago Abascal, der 45-jährige Parteivorsitzende, schrieb nach Bekanntgabe des Wahlergebnisses auf seiner Facebook-Seite mit 500 000 Followern: «Ganz einfach danke! Lang lebe das altehrwürdige Kastilien! Lang lebe León! Es lebe Spanien!»

Bei den letzten spanischen Parlamentswahlen 2019 gewann Vox 15,1 Prozent der Stimmen und einen Drittel der Sitze. In Um-

Abascal ist einer der wenigen Spanier, der wegen zahlloser Todesdrohungen eine Waffe tragen darf.

fragen kommt die Partei regelmässig auf 17 Prozent, hinter den Sozialisten von Ministerpräsident Sánchez (26 Prozent) und der Volkspartei (25 Prozent).

Abascal, geboren in Bilbao im Baskenland, ist einer der wenigen Spanier, der wegen der zahllosen gegen ihn gerichteten Todesdrohungen eine Waffe zur Selbstverteidigung tragen darf. Er hat zwei Kinder mit seiner ersten Frau, Ana Belén Sánchez, und zwei mit seiner zweiten, der 36-jährigen Social-Me-

dia-Influencerin Lidia Bedman-Lapeña, mit der er seit 2018 verheiratet ist. Er ist begeisterter Ornithologe.

Seine Eltern waren Anhänger von General Franco und anschliessend Mitglieder der Volkspartei, genau wie er selbst. Doch 2013 beschloss er, angewidert von der Hinwendung der Partei zu jenem Kulturmarxismus, der in vielen konservativen Parteien in Europa um sich griff, seine eigene Partei zu gründen.

Das Kernprogramm von Vox gleicht demjenigen anderer nationalpopulistischer Parteien in Europa, die sich gegen illegale Einwanderung, Multikulturalismus und Identitätspolitik wenden. Abascal kritisiert vehement radikal-feministische Forderungen, die er als Feminazismus bezeichnet. Unnötig der Hinweis, dass er auch ein Klimawandelskeptiker ist. Die Parole von Vox, «Spanier zuerst», gleicht der

Parole «Italiener zuerst» von Matteo Salvini, und das Eintreten für eine «Reconquista» in Spanien durch die Spanier erinnert an das Projekt von Eric Zemmour in Frankreich, ja sogar an den Namen seiner Partei – «Reconquête».

Gegen die Separatisten

Auch die strikte Ablehnung einer Unabhängigkeit für Katalonien, die von den meisten Spaniern nicht befürwortet wird, kommt bei vielen Wählern gut an, ebenso die Weigerung von Vox, die katalanischen Separatisten mit Samthandschuhen anzufassen.

Pablo Iglesias, der ehemalige Chef der links-populistischen Partei Podemos, twitterte nach der Bekanntgabe des Wahlergebnisses am Sonntag: «Das ist Weimar!» Unsinn. Abascal ist nicht Hitler und Vox nicht die NSDAP. Abascal und die Wähler von Vox sind Demokraten. Wird Iglesias also wegen Volksverhetzung oder Hassrede angeklagt, wird Twitter ihm das Konto sperren? Schön wär's.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Sind sie ihr Geld wert?

Die Kadermitarbeiter der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) haben ihren Bonus neuerdings auf sicher. Zeit für eine Leistungsbilanz.

Christoph Mörgeli

Im letzten Mai distanzierte sich Medienministerin Simonetta Sommaruga deutlich von den Löhnen der SRG-Geschäftsleitung. Sie halte deren Höhe und insbesondere die dazukommenden Boni für «unsensibel». Ein Wort, das bei der spröden SP-Bundesrätin gleichbedeutend ist mit «eine Frechheit».

Die Art, wie der SRG-Verwaltungsrat auf die bundesrätliche Kritik reagierte, ist allerdings rotzfrech: Statt die variablen Lohnkomponenten zu streichen, die bis zu 20 Prozent des Lohns ausmachen, erhalten sämtliche Kader diese «Boni» seit Januar als festen zusätzlichen Lohnbestandteil. Neuerdings also im Prinzip ohne Leistungs-komponente, dafür mit Rentenanspruch. Und selbstverständlich zu hundert Prozent, wie wenn sämtliche Kader der SRG ihren Job überlegend erfüllen würden.

Heillos überfordert

Da stellt sich die Frage, ob etwa ein Lohn von 533 000 Franken für SRG-Generaldirektor Gilles Marchand mit der Leistung seiner staatsnahen Institution übereinstimme. Doch ein Lohn plus Bonus, der deutlich über dem eines Bundesrats liegt, lässt sich bei der SRG schwerlich rechtfertigen. Während der Covid-Pandemie bezog die öffentlich-rechtliche Institution für 600 Personen Kurzarbeitsentschädigungen. In der Politik wurde gleichzeitig gefordert, dass sich die Geschäftsleitungen von Unternehmen mit Kurzarbeit keine Boni auszahlen dürften. Und der SRG-Geschäftsbericht von 2019 hatte noch scheinheilig verkündet: «Seit 2012 ist bei Kadern ein genereller Trend zu zurückhaltenden Lohn-erhöhungen festzustellen. Die Kaderlohnpolitik der SRG folgt diesem Trend.»

Trotz einer Finanzspritze des Bundes von 50 Millionen Franken schrieb die SRG 2020 fast 13 Millionen Franken Verlust. Dieses Ergebnis ist eher beschämend angesichts der anhaltenden Massenzuwanderung und entsprechender Mehreinnahmen bei den Gebühren. Der Betriebsaufwand betrug nicht weniger als 1,46 Milliarden Franken bei 5537 Vollzeitstellen. 113 Stellen wurden abgebaut. Von Reservebildung, wie man sie von einem Konzern dieser Grösse er-



Dauerdebakel und Schlagseite: Gilles Marchand, Nicole Glaus, Mario Poletti (v. l.).

warten müsste, war schon gar keine Rede. Dabei bezahlen die Schweizer mit jährlich 335 Franken geräteunabhängigen Zwangsgebühren den weltweit höchsten Preis für ihren «Service public». Die Werbeeinnahmen sind um 31 Millionen Franken eingebrochen, die Sponsoringbeiträge um 2 Millionen und die Programmeinnahmen

Die Art, wie der Verwaltungsrat auf die bundesrätliche Kritik reagierte, ist rotzfrech.

um 15 Millionen. Die digitalen Angebote konkurrieren die SRG unerbittlich – und erfolgreich. Auch die SRG wälzt ehrgeizige Online-Ausbaupläne, doch diese werden von den Verlegern und in der Politik zu Recht als Verstoß gegen die verfassungsmässige Rücksichtnahme auf die privaten Anbieter kritisiert.

Ein andauerndes Debakel bildet der mit viel Tamtam angekündigte «Newsroom» von Fernsehen SRF. Nicht der ordentliche Betrieb,

sondern allein die Dauerreparaturen kosten pro Jahr über 6 Millionen Franken. Ziel einer neuerlichen «Reorganisation» ab März 2022 seien «einfachere Abläufe und eine bessere Verzahnung von Broadcast und Digital».

Richtig verantwortlich für das Projekt aus den Zeiten von SRG-Generaldirektor Roger de Weck und SRF-Direktor Rudolf Matter will keiner mehr sein. Der früher für den Newsroom zuständige Urs Leuthard wurde als Leiter der Bundeshausredaktion nach Bern abgeschoben, doch auch SRF-Chefredaktor Tristan Brenn scheint damit heillos überfordert. Den Newsroom verlassen jetzt Basil Honegger (Leiter Inlandredaktion), Roman Mezzasalma (Leiter Wirtschaftsredaktion) sowie Reto Gerber (Leiter Auslandsredaktion). So viel gewichtige Abgänge zur selben Zeit gab's noch nie.

Marktanteil von 0,4 Prozent

Unter dem schwammigen, kaum je substanzial diskutierten Begriff «Service public» hat die SRG ihren Radio- und Fernsehbereich in

den letzten Jahren massiv ausgebaut. Jede Nische wurde mit einem Spartenprogramm besetzt, jede noch so kleine Zielgruppe durch Angebote abgeholt. Siebzehn Radio- und sieben Fernsehsender stehen dem mehr oder weniger (meistens weniger) interessierten Publikum zur Verfügung. Radio Swiss Jazz erreicht einen Marktanteil von nur gerade 0,4 Prozent, Radio Swiss Pop einen solchen von 3,4 Prozent.

Die regelmässigen Konsumenten der meisten SRG-Angebote sind massiv überaltert. Zwar verlangt die SRG-Konzession, dass Angebote für Junge bereitzustellen seien, damit sich diese vermehrt am gesellschaftlichen Leben beteiligen können. SRF kommt diesem Auftrag aber nur «unterdurchschnittlich» nach, was sogar SRF-Direktorin Nathalie Wappler im Portal *Persönlich.com* einräumen musste. Obwohl der SRG zweifellos Studien über das Medienverhalten der Jungen vorliegen, sind diese nicht öffentlich zugänglich.

So krampfhaft wie inkompetent

Hinzu kommt ein Kahlschlag bei der Programmgestaltung. Die einzige Wirtschaftssendung «Eco» wurde ebenso gestrichen wie «Viva Volksmusik» oder «Sport aktuell» und «Einstein Spezial». Stürzte sich die SRG im Kampf um die Gebührenabschaffungsinitiative «No Billag» 2018 noch mit dem Hinweis auf die Champions und Europa League ins Getümmel, darf der Schweizer Monopolsender ab der Saison 2021/22 keine entsprechenden Live-Fussballspiele mehr übertragen. Reduziert wurden auch Literatur- und Religionssendungen. SRF will kaum mehr internationale Filme, Dokumentationen und Serien einkaufen. Oberstes Ziel von Direktorin Nathalie Wappler ist es, die SRG-Angebote zu digitalisieren. Neue Sendungen und Kanäle sollen vorwiegend im Internet stattfinden, nämlich neue Musik- und andere Kanäle auf Youtube und Instagram.

Auch personell verzeichnet SRF hauptsächlich «fortlaufende» Erfolge. Die Liste der prominenten Abgänge ist überlang: Jonas Projer und Roman Kilchsperger haben SRF ebenso verlassen wie Nik Hartmann, Patrizia Laeri, Katja Stauber und Susanne Kunz. Der Aderlass beim Sport ist gewaltig, gingen doch Matthias Hüppi, Steffi Buchli, Jann Billeter, Stefan Bürer sowie profilierte Kommentatoren wie Bernhard Russi und Heinz Günthardt. Den «Kassensturz» verliess Ueli Schmezer, «Meteo» Thomas Kleiber, «G & G» Annina Frey. Viktor Giacobbo und Mike Müller, zwei Köpfe vom komischen Fach, haben sich längst verabschiedet, Publikumsliebhaber wie Kurt Aeschbacher, Monika Fasnacht oder Roger Schawinski wurden mehr oder weniger sanft vor die Türe gesetzt.

Das erklärte Ziel von Nathalie Wapplers Vision «SRF 2024» sei es, massiv in den Investigativjournalismus zu investieren. Doch gerade hier häufen sich die publizistischen Fehlleistungen,

die das gesamte bürgerliche Lager zunehmend gegen Schweizer Radio und Fernsehen aufbringen. Die Parteipräsidenten Marco Chiesa (SVP) Thierry Burkart (FDP) und Gerhard Pfister (Mitte) stehen mit der SRG insgesamt oder mit einzelnen Sendungen erklärermassen auf Kriegsfuss. Für Unwillen sorgte die ebenso krampfhaft wie inkompetente Art, wie die SRG-«Rundschau» den Kampfjet F-35 abzuschliessen versucht. Die «Recherche, die einschlägt!» («Rundschau»-Originalton) bestand darin, dass ein unterlegener Konkurrent SRF die vertraulichen Evaluationsunterlagen zugesteckt hatte. Obwohl in den Dokumenten keinerlei Ländernamen vorkommen, nannte die «Rundschau» Tschechien, Österreich und Deutschland als mögliche Angriffsziele des F-35. Das sei, so der Moderator, «ein Steilpass, eigentlich ein gefundenes Fressen für die Linken». Was ja die Absicht der Sendung war.

Die Investigatorin erklärte sich so: «Es befremdet eigentlich schon etwas, dass man sich offenbar tatsächlich in der Schweiz zum Thema Kampfjet-Beschaffung nicht kritisch äussern darf.» Eine solche Aussage ist nach zustandegekommemenem Referendum gegen den FA-35, nach heftig umkämpften Volksabstimmungen wie über die Kampfjet-Beschaffung (2020), den Gripen (2014), den Kampfjet-Lärm (2008), ein Kampfjet-Moratorium sowie den F/A-18 (1993), ja sogar die Abschaffung der Armee (1989) ebenso falsch wie dreist. Doch statt korrigierend einzugreifen, hält «Rundschau»-Redaktionsleiter Mario Poletti seine schützende Hand über die investigativen Versagerinnen.

Prophetische Aktivistin

Nach den gewalttätigen Ausschreitungen eines linksextremen Mobs vom letzten Samstag kommentierte «SRF News»: «An der Zürcher Bahnhofstrasse ist die Polizei mit Wasserwerfern auf linke Demonstranten losgegangen.» Und zu den Aufnahmen von Szenen der brutalen linken Gewaltbereitschaft meinte SRF: «Eine grössere gewaltbereite Gruppe aus der rechten Szene wurde abgeführt.»

Am Abend zuvor wurde es auch bei der meistgesehenen Sendung des Schweizer Fernsehens einseitig politisch. Auf dem Dach des Studios Leutschenbach erklärte bei der Wetterprognose Moderatorin Nicole Glaus («Beim Klimaschutz geht mir vieles zu langsam»), wie die Klimaerwärmung die Schneefallgrenze verändern werde: «Die Temperaturen steigen mit dem Klimawandel und damit auch die mittlere Nullgradgrenze.» Derzeit liege diese bei 850 Metern, steige aber ohne Klimaschutz «voraussichtlich bis 2060 so auf 1500 Meter» und bis Ende Jahrhundert «noch deutlich höher ohne Klimaschutz». Die prophetische Aktivistin, die sich bei ihren Prognosen für die nächsten paar Tage schon oft genug geirrt hat, weiss immerhin über das Jahr 2100 ganz genau Bescheid.



INSIDE WASHINGTON

Hillary schnüffelt

Der französische Philosoph Jean-Paul Sartre schrieb bekanntlich: «Die Hölle, das sind die anderen.» Seit ihrer beschämenden Niederlage bei den Präsidentschaftswahlen 2016 gegen Donald Trump hat Hillary Clinton ihre persönliche Hölle bis zum Überquellen vollgestopft. Dass sie ihre orange Nemesiss hasst, ist kein Geheimnis. Doch erst jetzt werden Tiefe und Umfang ihrer Rage wirklich deutlich.

Fast drei Jahre lang hat der Sonderermittler John Durham im Auftrag des Justizministeriums untersucht, «was» und «wer» das FBI dazu gebracht habe, der angeblichen (und widerlegten) Kollusion von Trump und Russland nachzuspüren. Letzten Freitag sind alarmierende neue Anschuldigungen an die Öffentlichkeit gedrungen. In einer dreizehnseitigen Eingabe an den Bundesgerichtshof behauptet Durham, Clintons Kampagnenspionageapparat habe «den Trump Tower, Donald Trumps Wohnblock am Central Park West und das Executive Office des Präsidenten der Vereinigten Staaten» infiltriert.

Lassen Sie das mal auf sich einwirken. Der Sonderermittler der Regierung sagt, Clintons Helfershelfer hätten bei ihrem finsternen Tun nicht nur die Orte ausgespioniert, wo Trump als Privatmann, der sich um ein öffentliches Amt bewarb, schlief und arbeitete, sondern nach seinem Sieg auch gegen die Sicherheit des Weissen Hauses verstossen. Laut Durham taten sie dies in der Absicht, «nachteilige Informationen» gegen den Oberkommandierenden der USA zu sammeln.

Sollte dies stimmen, wäre es ein schockierender Missbrauch des öffentlichen Vertrauens. Ausserdem könnte es aber auch ein Geschenk des Himmels für erschöpfte Hillary-Anhänger sein, die sich insgeheim schon lange gern abgesetzt hätten.

Amy Holmes

Klima heiligt Aktivistin

Die Amerikanerin Jennifer Morgan von Greenpeace wird deutsche Klimabotschafterin. Eigentlich verrückt: Die Ex-NGO-Chefin darf sechs Milliarden Euro an NGOs verteilen.

Ralf Schuler

Berlin

Eines muss man der Ampelregierung von Kanzler Olaf Scholz (63, SPD) lassen: Sie schafft Transparenz. In der Opposition verlangten vor allem die Grünen ein Lobby-Register für all die Einflüsterer, die im Bundestag ein- und ausgehen. Jetzt befördert die Öko-Partei ungeniert Cheflobbyisten in die Chefsessel der Politik. Spektakulärster Coup: Greenpeace-Chefin Jennifer Morgan, 55, soll ab März deutsche Klimabotschafterin für internationale Verhandlungen und später Staatssekretärin (181 000 Euro Jahreslohn) im Auswärtigen Amt (12 100 Mitarbeiter) werden.

Eine beachtliche Karriere und ein Ausweis endlich gelingender sozialer Durchlässigkeit. Bisher verantwortete Morgan spektakuläre Aktionen wie den lebensgefährlichen Gleitschirmflug eines Greenpeace-Aktivisten in der Münchner Allianz-Arena im Juli 2021 (zwei Verletzte), das illegale Abseilen von Kohlegegnern 2020 am Berliner Reichstag oder das Fluten des Grossen Sterns in Berlin mit gelber Farbe (14 000 Euro Schaden). Demnächst vertritt sie die viertgrösste Volkswirtschaft der Welt.

Flaues Gefühl

Kleines Problem: Morgan lebt zwar seit Jahren mit ihrer Partnerin in Berlin und spricht fließend Deutsch, ist aber Amerikanerin und muss nun eingebürgert werden. Wo ein Wille ist, geht so etwas ganz schnell. Die Tochter eines Bankangestellten und einer Krankenschwester aus Ridgewood, New Jersey, studierte Politik und fand nach eigenen Angaben durch das Buch der Grünen-Ikone Petra Kelly (1947–1992) «Um Hoffnung kämpfen – Gewaltfrei in eine grüne Zukunft» zur Umweltpolitik.

In Berlin, wo derzeit verschiedene grüne Guerilla-Gruppen unterwegs sind, die sich zum Beispiel «Letzte Generation» nennen und sich mit Sekundenkleber an wichtigen Strassen festkleben oder als «Berliner Bärin» (natürlich gegendert!) «SUV/Sportwagen/Bonzenkarren» die Luft ablassen, ist es nur konsequent, wenn «Aktivisten» nun auch ins Kabinett einziehen.

Ein flaes Gefühl macht manchem Ampel-Insider denn auch weniger die Sorge, Morgan könnte mit Farbbeuteln und Schlauchboot beim nächsten Weltklimagipfel eintreffen, als vielmehr die Aussicht darauf, wie Deutschland dort vertreten wird. Wer Grosskonferenzen dieser Art einmal begleitet hat, kennt das beinhardt Feilschen um die Anrechnung CO₂-sender Baumgruppen, Böden oder Gewässer.



Spektakulärster Coup: Jennifer Morgan.

Auch der grösste Klimafreund kann kein Interesse daran haben, dass Deutschland unter Strompreisen, Transformationskosten und Inflation stöhnt, während sich andere warme Luft schönrechnen.

Morgan kann sich auf einen Etat von sechs Milliarden Euro stützen, den sie für Klimaschutzprojekte in Schwellenländern ausgeben darf. Dass eine Ex-NGO-Chefin im grossen Stil Geld an NGOs verteilt, gehört zu jenen intellektuellen Delikatessen («Kannste dir nich ausdenken», sagt der Berliner), die für sensible Gemüter ein kleines Geschmäcke

haben, aber natürlich kleinlicher Bedenken-trägerei entspringen. Es geht schliesslich ums Weltklima.

Mit dem ist das allerdings so eine Sache. Da, wo Deutschland einen richtig grossen Beitrag zur CO₂-Reduzierung leisten könnte, blockiert es sich selbst. Wann immer Regierungen aus Afrika und anderen Teilen der Welt in den letzten Jahren darum baten, ihre alten Kohlekraftwerk-Dreckschleudern mit modernster Verbrennungs- und Filtertechnik sauberer zu machen und Abgase im Millionen-Tonnen-Bereich einzusparen, musste die Bundesregierung traurig auf den Kohleausstieg verweisen, zu dessen Nebenklauseln es gehört, keinerlei Technologiehilfe für Kohleenergie im Ausland zu liefern.

Spiel über die Bande

Jennifer Morgan ist Teil einer durchaus raffinierten Klimastrategie der Grünen. Und das nicht nur, weil ihr Lobbyistenkollege Patrick Graichen von der «Agora Energiewende» jetzt ebenfalls Staatssekretär (im Bundeswirtschaftsministerium) ist und seine eigenen früheren Wind- und Sonnenenergiekonzepte umsetzen kann, sondern auch, weil die Grünen das gesamte Klimathema bis hin zum Europa-Ausschuss des Bundestages, den Anton Hofreiter besetzt, an sich gezogen haben.

Während in den Koalitionsverhandlungen die Symbolschlacht ums allgemeine Tempolimit auf deutschen Autobahnen aufgeführt wurde, hatten die Grünen längst begriffen, dass die Klimamacht am Ende über Normen, Richtlinien und per Taxonomie gelenkte Geldströme in Brüssel oder durch internationale Übereinkünfte ausgespielt wird. Ein raffiniertes Spiel über die Bande: Wenn die Entscheidungen weitab von der deutschen Öffentlichkeit getroffen werden, sieht niemand recht hin. Wenn sie später zu Hause in nationales Recht umgesetzt werden müssen, sind die Messen gesungen.

Unter anderem von Jennifer Morgan mit ihrer engelsgleichen Lockenpracht.

Ralf Schuler leitet das Parlamentsbüro von Bild.

Liebe auf dem Land

Eine Nachlese zum Mediengesetz. Auf dem Land liebt man die regionalen Zeitungen noch.



In Muotathal in Schwyz liest man den *Boten der Urschweiz*. Der *Bote* ist eine der letzten Tageszeitungen, die zu keinem grossen Medienkonzern gehören. In Muotathal lehnten sie das Mediengesetz mit 77,6 Prozent der Stimmen ab.

In Rüthi im Rheintal liest man den *Rheintaler*. Der *Rheintaler* ist eine der letzten Tageszeitungen, die zu keinem grossen Medienkonzern gehören. In Rüthi lehnten sie das Mediengesetz mit 78,5 Prozent der Stimmen ab.

In Fieschertal im Goms liest man den *Walliser Boten*. Der *Bote* ist eine der letzten Tageszeitungen, die zu keinem grossen Medienkonzern gehören. In Fieschertal lehnten sie das Mediengesetz mit 76,4 Prozent der Stimmen ab.

In Quartan am Walensee liest man den *Sarganserländer*. Der *Sarganserländer* ist eine der letzten Tageszeitungen, die zu keinem grossen Medienkonzern gehören. In Quartan lehnten sie das Mediengesetz mit 75,2 Prozent der Stimmen ab.

In Trasadingen im Klettgau liest man die *Schaffhauser Nachrichten*. Die *Nachrichten* sind eine der letzten Tageszeitungen, die zu keinem grossen Medienkonzern gehören. In Trasadingen lehnten sie das Mediengesetz mit 75,9 Prozent der Stimmen ab.

In Ulmiz im Seebezirk liest man die *Freiburger Nachrichten*. Die *Nachrichten* sind eine der letzten Tageszeitungen, die zu keinem grossen Medienkonzern gehören. In Ulmiz lehnten sie das Mediengesetz mit 62,3 Prozent der Stimmen ab.

In Innerthal in der March liest man die fixe Kombination *Höfner Volksblatt March-Anzeiger*. *Höfner* und *Anzeiger* sind eine der letzten Tageszeitungen, die zu keinem grossen Medienkonzern gehören. In Innerthal lehnten sie das

Mediengesetz mit 75,4 Prozent der Stimmen ab.

In Schwadernau im Seeland liest man das *Bieler Tagblatt*. Das *Tagblatt* ist eine der letzten Tageszeitungen, die zu keinem grossen Medienkonzern gehören. In Schwadernau lehnten sie das Mediengesetz mit 85,8 Prozent der Stimmen ab.

Wem diese Einleitung nun etwas gar langfädig vorkam, den möchte ich auf die strukturelle Komponente dieser Einleitung hinweisen. Ich habe die acht Deutschschweizer

Das massive Nein zur staatlichen Umarmung ist keine Absage an die regionalen Traditionsblätter.

Regionalzeitungen aufgezählt, die von Rheintal bis Oberwallis noch selbständig sind. Sie gehören nicht zu den drei Medienhäusern TX Group, CH Media und Somedia, die sonst den regionalen Tageszeitungsmarkt kontrollieren und hier über dreissig Titel verlegen.

Acht Unabhängige gibt es noch. Im Abstimmungskampf um das Mediengesetz nannte man sie liebevoll «die Kleinen». Pietro Supino und Peter Wanner, die Chefs von TX Group und CH Media, sangen mit tränenfeuchten Augen das Lied, wie mit einem Ja zum Gesetz diese Kleinen gerettet würden. Man kaufte dem Musikduo Pietro & Peter seine Fürsorge nicht ab.

Der interessanteste Punkt dieses Urnengangs war für mich, wie in den Stammlanden der

Regionaltitel abgestimmt wurde. Auf dem Land, dort, wo es tatsächlich noch unabhängige Regionalzeitungen gibt, machte sich niemand Sorgen um die Zukunft dieser Blätter.

Vom Walensee über den Klettgau bis zum Seeland präsentierte sich dasselbe Bild. Das Mediengesetz wurde massiv abgelehnt. Niemand wollte, dass der Staat die regionalen Traditionstitel finanziell zusätzlich unterstützt.

Mit Desinteresse an den Blättern hat das nichts zu tun, eher mit dem Gegenteil. Man darf nicht vergessen, welche bedeutsamen Institutionen der *Bote der Urschweiz*, der *Rheintaler*, der *Walliser Bote*, der *Sarganserländer*, die *Schaffhauser Nachrichten*, die *Freiburger Nachrichten*, das *Höfner Volksblatt* und *March-Anzeiger* und das *Bieler Tagblatt* für ihre Regionen sind. Allesamt wurden sie zwischen 1840 und 1875 gegründet, sie sind seitdem kulturell prägende Faktoren ihrer Region.

Die acht Traditionstitel gehören, anders als die künstlichen Fusionsprodukte der neuen Zeitungsgeschichte, zur Identität ihrer Region. Sie liegen in den Wirtshäusern auf, ihre Abo-Auflagen sind recht stabil, am Morgen schaut der Verleger auf seiner Redaktion vorbei, am Nachmittag auf seiner Druckerei. Und für die Lokalpolitiker ist es nicht allzu ratsam, sich mit dem publizistischen Platzhirsch anzulegen.

Dass sie auf dem Land, von Muotathal bis zur March, massiv nein zur staatlichen Umarmung der Medien gesagt haben, war darum keine Absage an ihre regionalen und unabhängigen Blätter. Es war eher eine Liebeserklärung.

BRODER

Baerbock und die Zweistaatenlösung

Auf ihrer ersten Nahostreise als Außenministerin besuchte Annalena Baerbock Israel, das von der Palästinensischen Befreiungsorganisation regierte Westjordanland, Jordanien und Ägypten.

Bei einem Treffen mit dem Palästinenserpräsidenten Machmud Abbas und seinem Außenminister erklärte sie, Deutschland werde alles dafür tun, dass die «israelischen und palästinensischen Vertreter wieder an den Dialogtisch kommen». Die «Zweistaatenlösung» sei «die einzige Option» für Frieden und Sicherheit in der Region.

Allen Bemühungen zum Trotz

Frau Baerbock meint es sicher gut. Die Frage ist nur, wie gut sie von ihren Mitarbeitern über die Geschichte des Nahostkonflikts unterrichtet wurde. Der begann, lange bevor der Staat Israel gegründet wurde. Alle Versuche, ihn «am Dialogtisch» beizulegen, sind mehr oder weniger gescheitert. Meistens mehr als weniger.

Die Ouvertüre kam mitten im Ersten Weltkrieg zur Aufführung. Mit dem Sykes-Picot-Abkommen von 1916 legten Grossbritannien und Frankreich ihre Interessengebiete im Nahen Osten für die Zeit nach dem Krieg fest. Die osmanische Provinz Palästina wurde 1920 britisches «Mandatsgebiet». 1937 machte eine von der britischen Regierung eingesetzte Kommission zum ersten Mal den Vorschlag, «Palästina» in einen arabischen und einen jüdischen Staat zu teilen.

1948 riefen die Juden ihren Staat aus, während die arabischen Palästinenser den vorausgegangenen Teilungsplan der Uno ablehnten. Danach ruhten die Friedensbemühungen, bis sie nach dem Jom-Kippur-Krieg 1973 wieder auflebten. Mit dem Camp-David-Abkommen 1979, dem Oslo-I-Abkommen 1993, dem Gaza-Jericho-Abkommen 1994, dem Oslo-II-Abkommen 1995, dem Wye-Abkommen 1998, der «Road Map» und der «Genfer Initiative», beide aus dem Jahre 2003.

Nur um einige der vielen Stationen zu nennen.

Allen Bemühungen zum Trotz kommt die Zweistaatenlösung nicht von der Stelle. Frau Baerbock will es nun richten. Sie kommt ja aus dem Völkerrecht.

Henryk M. Broder

Eiskalte Botschaften

Geschickt mischt das Glace-Unternehmen Ben & Jerry's Business und Politik. Jüngst gab's Anti-Biden-Tweets.

Marc Neumann

Über eine halbe Million Menschen, die dem Twitter-Account von Ben & Jerry's folgen, wurden am 3. Februar Zeugen eines vielbeachteten Tweets. Das Speiseeis-Unternehmen rief Präsident Joe Biden persönlich zur Deeskalation in der Ukraine auf. Er solle «für den Frieden arbeiten, anstatt Krieg vorzubereiten». Denn Tausende von Truppen nach Europa als Antwort auf Russlands Drohungen gegen die Ukraine zu schicken, nähre nur die Flammen des Krieges.

Das römische Bonmot «Si vis pacem, para bellum» (Wer Frieden will, bereite sich auf den Krieg vor) gehörte noch zu den freundlicheren Repliken konservativer Amerikaner wie etwa Jay Nordlinger von der *National Review*. Dass eine *ice cream*-Firma eher den US-Präsidenten statt Wladimir Putin für die Spannungen an der ukrainischen Grenze zu Russland verantwortlich machte, trieb diverse Kämpen mit Kalter-Krieg-Mentalität zur Weissglut. Nicht wenige drohten mit dem Boykott der Produkte von Ben & Jerry's, das mit jüngst über 900 Millionen Dollar Jahresumsatz in 38 Ländern und über 600 Mitarbeitern zu den Glace-Giganten dieser Welt gehört.

Maskottchen mit Meinungen

Dabei war der antiimperialistische Vorstoss beileibe nicht das erste Mal, dass Ben & Jerry's gezielt ins Fettnäpfchen tappte. Soziales und politisches Engagement schrieb sich die Firma schon bald nach ihrer Gründung 1978 auf ihre Fahne: Mitte der 1980er Jahre lancierten Ben Cohen und Jerry Greenfield eine ihrem Unternehmen angegliederte Stiftung, um gemeinnützige Projekte zu unterstützen. Bald darauf überreichte ihnen Ronald Reagan einen Preis für erfolgreiche Kleinunternehmer, die Produkte lokal einkaufen und Kleinunternehmen vor Ort unterstützen.

Zu Beginn der 1990er Jahre setzte sich Ben & Jerry's für den Children's Defense Fund ein, protestierte dann gegen Wachstumshormone in seinen Milchprodukten, gegen geklonte Kühe und Ölbohrungen. Und wäh-

rend die Eis-Impresarios einen lustigen Glace-Geschmack nach dem anderen lancierten («Cherry Garcia», zu Ehren von Grateful-Dead-Frontmann Jerry Garcia, oder «Yes, Pecan!», die nussige Antwort auf Barack Obamas «Yes, we can»), waren Cohen und Greenfield bis heute unter anderem gegen den Irakkrieg, für die gleichgeschlechtliche Ehe, für «Occupy Wall Street», Bernie Sanders und «Black Lives Matter». Die Vorgehensweise änderte sich auch nicht nach dem Verkauf von Ben & Jerry's an den britischen Multimilliarden-Verbrauchsgüterhersteller Unilever im Jahr 2000 für 326 Millionen Dollar. Cohen und Greenfield wurden nicht auf Eis gelegt, sondern blieben dem Unternehmen mit einem Verwaltungsratssitz sowie als Angestellte für besondere Aufgaben erhalten: Sie sind Maskottchen mit Meinungen.

Dazu befähigt sie ihr Naturell: Beide wuchsen in den 1950er Jahren etwas nördlich von Jones Beach, im Osten von Manhattan, als (stereo)typisch unverblühte jüdische New Yorker – irgendwo zwischen Marx Brothers und Mel Brooks – auf. Als fröhliche Mittzwanziger, Studienabbrecher (am linken Oberlin College) und Hippies kratzten Cohen und Greenfield 1978 12 000 Dollar zusammen und machten unweit Burlingtons, im Bundesstaat Vermont (wo der ebenfalls Ex-New-Yorker Bernie Sanders erst Bürgermeister und dann US-amerikanischer Senator wurde), eine Eisdielen in einer verlassenen Tankstelle auf.

Was Cohen und Greenfield mit einem Bagel-Shop nicht gelungen war, klappte mit ihrer hausgemachten Glace. Ben & Jerry's hob schnell ab und war bereits 1987 rund 30 Millionen Dollar wert. Heute ist das Unternehmen der grösste Glace-Hersteller der USA – auch dank Cohens und Greenfields leichtfüssigem und humorvollem sozialem wie politischem Engagement.

Manchmal mündet das in Kontroversen, etwa in der BDS- (boycott, divestment, sanctions-) Episode vom Juli im vergangenen Jahr, als Ben & Jerry's aus Protest gegen die israelische Siedlungspolitik ihre Produkte aus den



Zwischen Marx Brothers und Mel Brooks: Firmengründer Cohen und Greenfield.

besetzten Palästinensergebieten, dem Westjordanland und Ostjerusalem, abzog. Das war offenkundig eine PR-Geste, denn im Rest des Landes konnten Israeli und Palästinenser nach wie vor ihr «Chocolate Chip Cookie Dough»- oder «Chunky Monkey»-Eis löffeln. Selbst Siedler mussten nur in israelisches Staatsgebiet laufen, um Ben & Jerry's zu kaufen – was Palästinensern an Ort und Stelle verwehrt blieb.

Kontroverse mit System

Der Boykott traf also die Falschen, zudem schlug er negative Wellen in Medien und in der Öffentlichkeit. Vorwürfe von Antisraelismus, Antizionismus und Antisemitismus machten die Runde – Netanjahu, frischgekürter Oppositionsführer, rief ganz Israel zum Boykott von B & J auf. Das schien auf den ersten Blick weder Ruf noch Verkauf förderlich, fiel aber wohl dank internationaler Zustimmung zum Glace mit BDS-Protestnote, übers Ganze gesehen, nicht ins Gewicht. Zudem punktete Ben & Jerry's im Branding: Die Marke drängt sich in den Mittelpunkt des Gesprächs. Häagen-Dazs oder Mövenpick werden kaltgestellt.

Die Kontroverse hat System: In der freien politischen Rede des Unternehmens liegt das wirtschaftliche Kalkül der Eiscrème-Aktivisten. Zwar wehrt sich Ben & Jerry's ex-

plizit gegen die ungezügelter Finanzierung von politischen Kampagnen durch Unternehmen mit voller Kriegskasse, wie sie in den USA seit dem «Citizen United»-Urteil des Obersten Gerichtshofs (2010) legal ist – auch wenn Ben & Jerry's sich selbst 2019 mit mehreren Glaces («Bernie's Back» und «Bernie's Yearning») für ihren alten Burlingtoner Freund Bernie Sanders als Kandidaten bei den Präsidentschaftswahlen einsetzte.

Aber Ben & Jerry's hält den Status einer sogenannten B Corp (*benefit corporation*), einer Rechtsform, in der sich ein profitorientiertes Unternehmen explizit sozialen oder wohl-

In der freien politischen Rede liegt das wirtschaftliche Kalkül der Glace-Aktivisten.

tätigen Zwecken verschreibt. B Corps erhalten zwar keine Steuer- oder andere finanzielle Vorteile. Aber sie schreiben soziales Engagement und gemeinnützige Werte in der Unternehmensmission und -identität fest. Mit Blick auf die lange Tradition und Authentizität des sozialen Engagements von Cohen und Greenfield darf Ben & Jerry's mit Fug und Recht als einer der Pioniere dieses positiven Werten verpflichteten Wirtschaftens, des klassischen Stakeholder-Kapitalismus, gelten.

Ist dieser glaubwürdig, zahlt sich das aus, wie Ben & Jerry's gemütlich-bärtiger CEO Matthew McCarthy im Interview mit *Business Insider* darlegte. Glücklicherweise werden Konsumenten eben nicht nur durch den Glace-Geschmack, sondern auch durch das Gefühl, eine gute Sache zu unterstützen. Stimmt die Identifikation mit Marke, Mission und Unternehmenskultur, sind Konsumenten auch bereit, mehr zu zahlen. Auch deshalb machen diese nicht-materiellen Güter gemäss einer Studie von Brand Finance mehr als die Hälfte des Gesamtwerts von Unternehmen aus – bei Ben & Jerry's wohl noch einiges mehr.

Win-win-Situation

So gesehen, sind Cohen und Greenfield also weniger zwei alternde, gutmenschelnde Hippie-Firmenbesitzer, sondern geschickte strategische Markenbotschafter eines freiheitlichen wertkapitalistischen Unternehmens, die ihr Metier beherrschen.

Wie gut sie das können, zeigt nicht zuletzt ihr jüngster Vorwurf der Kriegstreiberei an Präsident Biden: Sollte es in der Ukraine tatsächlich zu einem horrenden (Guerilla-)Krieg kommen, lag Ben & Jerry's mit ihrer Warnung faktisch und moralisch richtig. Erweist sich das Kriegsszenario indessen als Hype, waren Biden und die USA unaufrichtig. So oder so fährt Ben & Jerry's ein *win-win* ein.

Severin Schwan gehört zu Roche

Der Roche-Konzernchef steht vor der Frage, ob er im Verwaltungsrat der Credit Suisse bleiben soll. Aufwand und Risiken sprechen dagegen, aber es gilt auch, das Gesicht zu wahren.

Beat Gygi

Die Grossbank Credit Suisse (CS) erscheint in den Medien immer wieder mit Berichten über Geschäftsfehler, Führungsprobleme, Rechtsverstösse, Bussen und schlechte Ertragszahlen, und jedes Mal schimmert in den Meldungen andeutungsweise auch der Pharmakonzern Roche durch. Nicht direkt, aber dem Publikum ist die Verbindung zwischen den zwei Unternehmen unwillkürlich bewusst: Roche-Konzernchef Severin Schwan ist seit 2014 bei der CS im Verwaltungsrat. Zuerst war er einfaches Mitglied, dann wurde er 2017 Vizepräsident sowie unabhängiger Lead Director.

Schwan wurde hinter Präsident Urs Rohner Nummer zwei mit der speziellen Aufgabe, dank der ihm zugeschriebenen Unabhängigkeit als Lead Director in stürmischen Zeiten wie eine Art Anker eine stabile und vertrauenswürdige Führung zu gewährleisten. An solchen Situationen hat es bei der CS nicht gefehlt. Da war die Periode des Credit-Suisse-CEO Tidjane Thiam, der 2015 angetreten war und 2020 ausgeschieden ist. Der Ersatz von CEO Thiam durch den Schweizer Thomas Gottstein 2020 lief turbulent ab, und noch stürmischer war jüngst der Weggang des erst 2021 angetretenen Verwaltungsratspräsidenten António Horta-Osório und dessen Ersatz durch den Schweizer Axel Lehmann.

Widerstand von Aktionären

Wie weit Schwan in seiner Zeit bei der CS tatsächlich eine Stabilisierung der Führung gelungen ist, lässt sich von aussen schwer abschätzen. Vielleicht wäre es ohne ihn noch ungeordneter verlaufen, aber klar ist, dass dieser Posten als Nummer zwei viel Zeit und Energie beansprucht. Das wirkt sich notgedrungen auf seine Kapazitäten aus, die er bei Roche einsetzen kann. Klar, Roche läuft als Unternehmen gegenwärtig sehr gut, die Ertragskraft ist auf hohem Niveau, die Innovationen sind bisher so reichlich, dass die Firma immer wieder Medikamente an andere Pharmaunternehmen auslizenzieren konnte.

Die Frage, wie viel Schwan für Roche (300 Milliarden Franken Marktkapitalisierung)

und wie viel für die CS (25 Milliarden) arbeiten soll, verschärft sich jetzt, da er bei der CS unter zusätzlichen Druck kommt. Letzte Woche meldete die *Financial Times*, die grössten zehn CS-Aktionäre würden sich einer Wiederwahl des Roche-Chefs zum Verwaltungsrat an der Generalversammlung vom 29. April entgegenstellen. Schwan selber hatte vorher gegenüber dem *Tages-Anzeiger* gesagt, er habe sich noch nicht entschieden, ob er antreten werde oder nicht. Die *Financial Times* ist ein

Für die Reputation wäre es von Vorteil, wenn er anträte – und wenn er nicht gewählt würde.

beliebtes Sprachrohr, wenn angelsächsische Aktionäre die CS-Führung via Öffentlichkeit beeinflussen wollen. In frischer Erinnerung ist noch, wie gegen CEO Gottstein und zugunsten von Präsident Horta-Osório mit anonymen Mutmassungen Stimmung gemacht wurde.

Mit Blick auf Schwans Wirkungszeit kann man von aussen, grob gesehen, festhalten, dass die CS-Führung in letzter Zeit schweizerischer geworden ist. Gottstein wie auch der neue Präsident Lehmann sind Schweizer – und da passt

es nicht schlecht ins Bild, dass Schwan selber vor etwa zwei Jahren Schweizer geworden ist, dies neben der österreichischen und der deutschen Staatsbürgerschaft. Von vielen ist zu hören, dass er die Schweiz, deren Institutionen und Gesellschaft sehr schätze, auch beruflich bei Investitionsentscheidungen.

So gesehen, kann man sagen, Schwan könne etwas vorweisen und sich nun wieder auf Roche konzentrieren. Seine möglichen Beiträge für die CS sind ja nicht Fachkenntnisse oder Erfahrungen im Finanzbereich, sondern, wenn schon, in Sachen Corporate Governance, Klarheit der Führung. Aber in grossen Verwaltungsräten wie jenem der CS ist das schwierig. Ausgeklügelte Aufgabenverteilungen zwischen den Mitgliedern, spezialisierte Sondergremien für alle möglichen Themen, jeweils kollektive Entscheide – diese Art von Corporate Governance verteilt die Verantwortung weitestgehend auf letztlich sind viele nur schwach verantwortlich für ihr Handeln.

Mandat auch bei der UBS

In dem Sinn ist Schwans Energie bei der CS wenig effizient eingesetzt. Also im April nicht antreten? Jetzt nicht anzutreten sähe allerdings aus wie ein Aufgeben der Positionen, die er einmal vertreten hatte. Aus dieser Sicht wäre es für ihn und für Roche von der Reputation her von Vorteil, wenn er an der Generalversammlung anträte, und noch vorteilhafter, wenn er nicht gewählt würde. Das könnte als glaubwürdige Distanzierung von den Negativerscheinungen der Bank dargestellt werden.

Bei Roche sind die Verhältnisse klarer mit den Aktionärsfamilien. Da kommen Schwans Erfahrungen, die er seit seinem Eintritt 1993 gesammelt hat, und seine positive Einschätzung der Schweiz besser zum Tragen. Verwaltungsratsmandate von Roche-Vertretern bei der CS hängen eher mit früheren Traditionen zusammen als mit heutigen Effizienzüberlegungen. Allerdings fällt auf, dass die Roche-Rechtschefin Claudia Böckstiegel 2021 Einsitz im UBS-Verwaltungsrat genommen hat.



Luftwaffe in ziviler Mission

Ein Militärhelikopter fliegt bei Hochbetrieb Rettungseinsätze im Auftrag der Rega. Die Armee treibt ein gewagtes Spiel.

Hubert Mooser

Bern

Der Militärflugplatz Alpnach ist die Basis der Schweizer Armee-Helis. Von da aus fliegt das Verteidigungsdepartement (VBS) im Auftrag der Rettungsflugwacht (Rega) dieses Jahr auch zivile Rettungseinsätze. «Die Kooperation zwischen der Luftwaffe und der Rega ermöglicht es beiden Seiten, Erfahrungen in der Zusammenarbeit zu sammeln», erklärt Mathias Gehrig, Mediensprecher des Unternehmens. Rega und Luftwaffe würden auch im Such- und Rettungsdienst (SAR) und im Bereich Katastrophenhilfe bei Grosseinsätzen zusammenarbeiten. Das Verteidigungsdepartement von Bundesrätin Viola Amherd (Mitte) stützt sich bei dieser Hilfeleistung für eine private Organisation auf eine Leistungsvereinbarung und entsprechende Verordnungen.

Auf Kosten des VBS

Es geht um Pikettdienst an Winterwochenenden mit Hochbetrieb wie jetzt gerade. Seit dem 5. und bis am 27. Februar steht ein Armeehubschrauber für zivile Rettungsflüge im Einsatz. Bis zum 11. Februar ist die Luftwaffe für die Rega schon 13 Einsätze (349 Flugminuten) geflogen. Das alles auf Kosten des VBS oder, besser gesagt, der Steuerzahler. Denn die Armee-Helis fliegen gratis, und die Rega verrechnet Flüge, die dem sogenannten «Erfahrungsaufbau» dienen, den Geretteten nicht. Auch deswegen ist diese Art der Hilfeleistung eine etwas merkwürdige Geschichte. Die einen müssen für ihre Rettung bezahlen, die anderen nicht.

So sinnvoll die Zusammenarbeit für die Beteiligten sein mag, so sehr fragt man sich: Wie kommen Verteidigungsministerin Amherd und ihr VBS dazu, in einem Sektor mitzumischen, der stellenweise hart umkämpft ist? Darf die Luftwaffe ein mit Gönnerbeiträgen



Ironie des Schicksals: Amherd.

finanziertes Unternehmen, das bei der Bergrettung in einen Konkurrenzkampf mit privaten Heli-Unternehmen verstrickt ist, bei der Durchführung von Rettungsflügen unterstützen?

Es ist ja nicht so, dass der Rettungshimmel voller Geigen hängt. Gerade im Wallis bedrängt die Rega alteingesessene Unternehmen wie die Air Zermatt und die Air Glacier. Die nationale Rettungsorganisation will nun auch da Fuss fassen.

Nervosität im Wallis

Die Gelegenheit ist günstig. In diesem Jahr wird der Kanton die Luftrettung neu ausschreiben, und die Rettungsflugwacht will sich daran beteiligen. Bereits hat sie einen Heli auf dem Flughafen in Sitten stationiert. Offiziell dient er dazu, Teile des Waadtlands und des Berner Oberlands besser abzudecken. Aber die Vertreter von Air Zermatt und Air Glacier sehen darin eben auch schon eine Kampfansage.

Vor diesem Hintergrund kommt es besonders im Wallis nicht gut an, wenn die Luftwaffe zu Stosszeiten, genau dann, wenn viele Rettungseinsätze geflogen werden, einem Heli-Unternehmen Arbeit abnimmt und diesem dadurch Kapazitäten freischaufelt, zum Beispiel für die Expansion ins Wallis. Dass mit Amherd ausgerechnet eine Oberwalliserin am Drücker sitzt, ist indessen wohl eher eine Ironie des Schicksals.

Zudem dementiert die Rega einen Zusammenhang mit dem im Wallis stationierten Helikopter. Die Kooperation mit der Luftwaffe gebe es in dieser Form nach 2013 und 2019 bereits zum dritten Mal. Der Luftwaffe-Helikopter sei 2013 in Scuol stationiert gewesen und operiere seit 2019 ab Alpnach, so Mediensprecher Gehrig. Das macht es aber nicht besser. Es ist und bleibt ein Vorteil gegenüber Mitbewerbern, wenn eine private Organisation bei Hochbetrieb gratis auf die Fluggeräte der Luftwaffe zugreifen kann.

Brexit: Grossbritannien geht es bestens

Während Jahren wurde gewarnt, mit dem Austritt Grossbritanniens aus der EU gehe es dem Vereinigten Königreich ans Eingemachte. Chaos, Massenarbeitslosigkeit und Versorgungskrisen wurden von den Austrittsgegnern prognostiziert. Nichts davon ist eingetreten, sieht man von der kurzfristigen Treibstoffknappheit ab, die in diesem Land regelmässig auftritt. Der Brexit findet in den Medien kaum mehr statt.

Zu Recht, wie die aktuellen Wirtschaftsdaten belegen: Das Bruttoinlandsprodukt legte 2021 um 7,5 Prozent im Vergleich zum Vorjahr zu – das höchste Wachstum seit dem Zweiten Weltkrieg. Gewiss, diese Zunahme beruht auch auf einem massiven Einbruch, der 2020 auf die pandemiebedingten Einschränkungen zurückzuführen war. Dennoch: Die britische Wirtschaft hat sich als wesentlich robuster erwiesen, als von den Brexit-Gegnern erwartet worden war.

Noch sei es zu früh, ein Urteil über den EU-Austritt zu fällen, warnen besonnene Stimmen. Mag sein, aber der richtige Zeitpunkt dafür wird niemals kommen. Denn die Ermessensfrage bleibt stets dieselbe: Was ist wichtiger – die nationale Souveränität oder Mitreden in Brüssel? *Rolf Hürzeler*

Biden verteilt Afghanistans Vermögen

Joe Biden hat ein Herz für Afghanen: Er will ihnen die Hälfte ihres in den USA geparkten Volksvermögens – 7 Milliarden Dollar – für humanitäre Projekte zurückgeben. Die Hälfte? Ja, denn Biden hat auch ein Herz für seine Landsleute. Deshalb haben US-Anwälte Zugriff auf 3,5 Milliarden Dollar. Damit sollen 150 Personen entschädigt werden, die bei den Anschlägen vom 11. September 2001 Angehörige verloren.

Die alte afghanische Regierung hatte das Geld in den USA verwahrt. Als die Taliban gewannen, fror Washington die Guthaben ein. Diese Chance ergriffen Juristen, die vor Gericht von den Taliban Schadenersatz erstritten hatten. Zur Erinnerung: Kein Afghane war an den Anschlägen beteiligt. 15 der 19 Attentäter waren Saudis, so wie Osama bin Laden, dem die Taliban – nicht die Afghanen – Unterschlupf gewährten. Hungernde Afghanen werden in Verantwortung genommen, während die reichen Saudis seit zwanzig Jahren keine Verantwortung für ihre Terroristen übernehmen. *Wolfgang Koydl*

Tanz um den Geldtopf

Politiker und Funktionäre nehmen alles in Kauf, um an die EU-Forschungsgelder zu kommen. Warum eigentlich? Die Ausschreibungen bringen viel Bürokratie und Leerlauf.

Mathias Binswanger

In der Schweiz sind die europäischen Forschungsprogramme zum heiligen Gral der Forschung geworden. Nur wer durch die EU gefördert wird, darf sich als exzellente(r) Forscherin oder Forscher fühlen. Zwar fördert die Schweiz auch direkt über den Schweizerischen Nationalfonds, aber das gilt als provinziell und zweitrangig. Nicht überraschend gab es deshalb einen grossen Aufschrei in der Forschungsszene, als das Rahmenabkommen mit der EU im letzten Jahr definitiv scheiterte. Denn seither ist den Schweizer Universitäten und Wissenschaftlern der volle Zugang zu EU-Forschungsgeldern versperrt. Das jetzt unter dem Titel «Horizon Europe» für die Jahre 2021 bis 2027 laufende Programm mit einem Budget von 95 Milliarden Euro findet vorläufig ohne direkte Schweizer Beteiligung statt.

Der Geldhahn wurde den Forschenden in der Schweiz aber nicht zugedreht. Der Bund finanziert jetzt einfach direkt und springt so in die Bresche, wenn ein vollständiges Projektgesuch von der Europäischen Kommission positiv evaluiert worden ist. Doch viele Forscherinnen und Forscher bleiben trotzdem unzufrieden. Denn, sagen sie, es gehe erst in zweiter Linie ums Geld. Wichtig sei vor allem, dass ein Projekt vom European Research Council (ERC) gefördert werde und damit das ERC-Label habe. Und dieses fehlt, wenn das Geld aus der Schweiz kommt.

Besonders für Nachwuchswissenschaftlerinnen ist das ERC-Label wichtig. Je mehr man durch den ERC gefördert wird, umso besser

Ein Spitzenforscher ist kein Roger Federer, der jedes Jahr in Turnieren gegen seine Konkurrenten antritt.

die Chance auf eine spätere Professur. Seit einigen Jahren müssen sich Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler nicht nur in einem Wettbewerb um möglichst viele Publikationen in wissenschaftlichen Top-Journals bewähren, sondern auch in einem solchen



Falsche Vergleiche und metaphorische Fehlgriffe.

um möglichst viele EU-geförderte Projekte. Was bei beiden Wettbewerben in den Hintergrund tritt, ist der Inhalt der Forschung. Darüber wird kaum je gesprochen. Stattdessen geht es um die Zahl der Publikationen und die Zahl an Projekten, so dass nachher Ranglisten erstellt werden können, welche angeblich die Spreu vom Weizen trennen.

Die Fachjury soll's richten

Wohl aus diesem Grund wird auch ständig mit Analogien aus dem Sport argumentiert. Wer bei den EU-Forschungsprogrammen mitmachen darf, «spielt in der Champions League», meint Astrid Epiney, Vizepräsidentin der Rektorenkonferenz der schweizerischen Hochschulen Swissuniversities. Und Michael Hengartner, Präsident des ETH-Rats, bemitleidet die Forschenden in der Schweiz, weil sie sich fühlen, «wie wenn sie von der Olympiade ausgeschlossen sind».

Vergleiche mit sportlichen Wettkämpfen sind aber metaphorische Fehlgriffe. Ein Spitzenforscher ist kein Roger Federer, der jedes Jahr in Turnieren gegen seine Konkurrenten antritt. Vielmehr geht es beim Wettkampf um EU-Forschungsgelder darum, das Projekt auf umfangreichen Antragsformularen so wichtig wie möglich zu machen. Damit sollen dann «unabhängige» Expertinnen und Experten beeindruckt werden, welche die Projektanträge begutachten müssen.

Diese Prozedur lässt sich noch am ehesten mit einer Disziplin wie Eiskunstlaufen vergleichen. Dort geht es um die Qualität einer Kür-Darbietung. Doch da im Sport am Schluss nur die Rangliste zählt, versucht man die Qualität einer Vorführung zu quantifizieren, indem man sie von einer aus Experten bestehenden Fachjury bewerten lässt. Doch auch die Mitglieder einer Fachjury besitzen trotz ihres Expertenwissens kein Superhirn, wel-

ches Qualität in eine Zahl verwandeln kann. Im Wesentlichen stützen sich die Fachjurs bei ihrem Urteil auf quantitativ erfassbare Kriterien, die dann als Indikatoren für Qualität herhalten müssen. Beim Eiskunstlauf sind dies vor allem die Anzahl der erfolgreich absolvierten Dreifach- oder heute sogar Vierfachsprünge.

Bei der Forschung ist das nicht viel anders. Auch dort haben Expertinnen und Experten ein beschränktes Zeitbudget für die Evaluation von Projekten und stützen sich deshalb gerne auf quantitativ fassbare Kriterien. Heisst konkret: Forscher versuchen die Experten mit möglichst vielen Publikationen, mit möglichst vielen erfolgreich absolvierten Projekten, mit möglichst vielen prominenten Co-Autoren oder mit möglichst vielen wichtigen Kooperationspartnern zu beeindrucken. Das führt dann zum in der Literatur gut bekannten Matthäus-Effekt in der Forschungsförderung (*The Matthew effect in science funding*): Wer schon hat, dem wird gegeben! Ob dadurch aber die besten Projekte gefördert werden, ist eine andere Frage.

Verkehrtes Automaten Denken

Weit verbreitet ist auch die Ansicht, Forschungsförderung funktioniere wie ein Automat. Je mehr Geld man oben hineinwirft, umso mehr exzellente Forschungsergebnisse kommen unten heraus. Doch so ist es nicht. Ein Grossteil des Geldes, welches man oben hineinwirft, dient ganz anderen Zwecken. Es dient dazu, eine stets zunehmende Forschungsbürokratie zu finanzieren, welche die eigentliche Forschung in den Hintergrund drängt. Und diese Forschungsbürokratie ist bei EU-Projekten besonders ausgeprägt.

Erkannt wurde dieses Problem vor langer Zeit. So warf der Europäische Rechnungshof der EU-Forschung nach Abschluss des vierten Rahmenprogramms (1994 bis 1998) «eine aufgeblähte Bürokratie und eine sinnlose Geldverschwendung» vor. Nach Expertenschätzungen kamen damals von den Geldern, die dem vierten Rahmenprogramm zu Verfügung standen, nur etwa 60 Prozent bei den Forschungsinstitutionen an.

Solche Zahlen sind allerdings nicht gerade Werbung für die EU-Forschung, und deshalb hat man es seither wohlweislich unterlassen, Bürokratieschätzungen in diesem Detaillierungsgrad vorzunehmen. Mit jedem Programm wird versprochen, die Bürokratie in Zukunft abzubauen wie auch beim jetzt laufenden mittlerweile neunten Rahmenprogramm («Horizon Europe»). Doch die Bürokratie kommt über die Hintertür stets wieder zurück, wie der gerade publizierte Report von Science Business unter dem Titel «Horizon Europe: the first assessment» aufzeigt.

Mittlerweile ist es aber nicht mehr die Bürokratie in Brüssel selbst, die im Vordergrund steht, sondern die mit der Förderung verbundene Antrags- und Projektorganisationsbürokratie. Fördergelder werden de facto von Tätigkeiten wie der Akquisition von Projekten, der Formulierung von Forschungsanträgen, der Erstellung von Zwischenberichten, Endberichten, Budgets oder der Durchführung von Evaluationen verschlungen. Denn mit Grösse und Komplexität der Projekte und mit steigender Anzahl von

Publiziert werden nur «Success Stories». So wird ein verzerrtes, viel zu positives Bild vorgegaukelt.

Forschungspartnern nimmt der Aufwand für diese Tätigkeiten überproportional zu. Und mit jedem Rahmenprogramm werden die Verfahren und Vorschriften wieder geändert. Kein Wunder, dass deshalb Akquisition und Management der EU-Projekte zunehmend an professionelle Berater outgesourct werden. Und immer mehr Universitäten haben Stellen für EU-Fachreferenten ausgeschrieben, um so der Komplexität der EU-Forschung gerecht zu werden.

Der allergrösste Teil der Zeitvergeudung liegt aber in der Ausarbeitung einer enormen Anzahl von erfolglosen Forschungsgesuchen. Die Chance, gefördert zu werden, wird von Rahmenprogramm zu Rahmenprogramm immer geringer. Bei «Horizon 2020» war die Erfolgsrate bereits bei weniger als 12 Prozent, nachdem sie im siebten Rahmenprogramm noch 20 Prozent betragen hatte. Wenn man

weiss, welche Zahl an Forschern am Verfassen eines Forschungsprojekts beteiligt ist, kann man sich vorstellen, wie viel Zeit für erfolglose Anträge draufgeht.

Zwar lassen sich einige der Ideen, die für Forschungsanträge entwickelt werden, auch anderweitig realisieren, aber eben nur zum Teil. Und den ganzen administrativen Aufwand für diese Projekte erstattet niemand. Im Klartext heisst dies: Es sind die Steuerzahler, die dann indirekt zur Kasse gebeten werden, weil diese Stunden über staatlich bezahlte Forschungsbudgets beglichen werden müssen. Von all diesen Misserfolgen erfahren wir aber nie etwas. Publiziert werden nämlich nur Erfolgsgeschichten («Success Stories»). Durch diese ausschliessliche Kommunikation von Erfolgsbeispielen wird in der Öffentlichkeit aber ein verzerrtes, viel zu positives Bild der EU-Forschung vorgegaukelt.

Als Fazit können wir somit festhalten: Grundsätzlich sind EU-Forschungsprogramme eine Bereicherung der Forschungslandschaft. Aber diese Form der Förderung ist überbewertet und nicht der heilige Gral der Forschung. Sie zum Erfolgsmassstab für Forschung und damit als entscheidend für Karriere von jungen Forschenden zu machen, setzt falsche Anreize. In vielen Fällen ist national finanzierte Förderung besser, da sie weniger bürokratisch und effizienter ist.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen.

«Ich habe dasselbe Bedürfnis wie unsere Kunden: Selbstbestimmung.»

Andrea Bacca
Head Human Resources
Swiss Life Asset Managers

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

Olympiasiegerinnen-Macher

Mauro Pini trainierte einst Lara Gut und Tina Maze.

Nun führt der Tessiner die slowakische Ausnahmekönerin Petra Vlhová zu Grosserfolgen.

Thomas Renggli

Petra Vlhová schrieb im olympischen Slalom in Yanqing vergangene Woche Sportgeschichte. Als erste Slowakin gewann sie eine Olympiamedaille im Ski alpin – und diese gleich in goldener Ausführung. Im Zielraum ging ihr Dank zuerst an einen Schweizer – an ihren Tessiner Trainer Mauro Pini. «Mauro gab mir das Lächeln zurück», sprach sie ins Mikrofon. Vorher sei sie als Skirennfahrerin oft nicht mehr glücklich gewesen – habe das Gefühl gehabt, vieles «machen zu müssen». Jetzt aber genieße sie wieder jeden Tag im Training auf und neben der Piste. Sie sprach die ganz andere Atmosphäre in ihrem Privatteam an: «Wir lachen und haben jede Menge Spass.»

Das Lob an Pini war auch ein Seitenhieb gegen Livio Magoni. Der Italiener war bis im vergangenen Frühling Trainer von Vlhová gewesen – während fünf Jahren. Doch je länger, je mehr fühlte sich die Fahrerin unterdrückt. Despektierliche Aussagen Magonis in einem Interview gaben ihr den Rest. Deshalb wechselte die Gesamtweltcupsiegerin zu Pini – und so zu jenem Schweizer Trainer, der mit der Schweizerin Lara Gut-Behrami und der Slowenin Tina Maze schon zwei andere Ausnahmekönerinnen zu Grosserfolgen geführt hatte. Zu Beginn seiner Zusammenarbeit mit Vlhová sagte Pini: Er wolle nicht, dass Vlhová ständig die Maske eines Menschen unter Druck trage. Die Konstellation im Privatteam, in dem sowohl der Vater als auch der Bruder ständig dabei sind, definierte er pragmatisch: «Für mich ist sehr wichtig, dass wir uns über die Rollenverteilung einig sind. Die sportliche Seite ist ganz klar mein Bereich.»

Bruch mit dem Skiverband

Es sei ähnlich wie damals mit Lara Gut-Behrami, so Pini. Von Vater Pauli Gut, einem Jugendfreund von ihm, wurde er damals im Privatteam als Trainer angestellt und hatte grossen Einfluss auf die Entwicklung der



Blick fürs Ganze: Olympiasiegerin Gut-Behrami.

Athletin. Doch 2010 kam es zum Bruch. Als Pini beim Skiverband angestellt war, wurde er von der damals neunzehnjährigen Gut öffentlich laut kritisiert. Gegenüber der *Gazzetta dello Sport* sagte die junge Fahrerin unter anderem, dass ihr Trainer nicht die Qualitäten eines Chefs besitze. Darauf sperrte der Verband Gut für zwei Rennen – ein Novum im Schweizer Skirennsport.

Heute sind diese Episoden für Pini Schnee von gestern: «Ich bin sehr stolz, wenn Lara gewinnt, und freue mich ohne Wenn und Aber.» Dass sie die grossen Ziele einst erreichen würde, war für den Trainer immer klar: «Sie hat herausragende Voraussetzungen und war ihren Alterskolleginnen immer voraus.» Dass sie von Anfang an ihre eigene Schiene fuhr, war für Pini situationsbedingt: «Ich glaube, im Verband realisierte man damals gar nicht, welche aussergewöhnliche Sportlerin heranreifte. So war es für sie das Beste, im eigenen Team zu arbeiten.»

Als Pini für Swiss-Ski arbeitete, sah er sich nicht als Chef im klassischen Sinn, der hierarchisch dirigierte, sondern eher als Coach und Leiter, der etwas entwickeln wollte. Er verlor auch nie den Blick fürs Ganze – und für die Basis: «Die Klubs sind die Zellen des Skisports. Ohne aktive Klubs ist der Skisport tot», sagte er damals.

Als Rennfahrer war ihm der grosse Durchbruch einst verwehrt geblieben – obwohl er in einem sehr kompetitiven Umfeld herangewachsen war. Während seine um ein Jahr jüngere Klubkollegin aus dem SC Airolo, Michela Figini, Weltmeisterin und Olympiasiegerin wurde, beendete Pini seine Karriere schon mit zwanzig und wurde Skilehrer, später Chef der Skischule Airolo, Trainer in Neuseeland (1998 bis 2000) und dann in Spanien. Dort führte er María José Rienda Contreras zu sechs Weltcup-

siegen und machte sie zur erfolgreichsten Skirennfahrerin Spaniens.

Hervorragendes Gespür

Ähnlich wie nun bei Vlhová füllte er auch bei Tina Maze 2014 eine Lücke in der Not. Nachdem die Slowenin im Winter zuvor die Konkurrenz in Grund und Boden gefahren hatte, geriet sie in der folgenden Saison von der Ideallinie ab. Als Reaktion entliess sie ihren Trainer Walter Ronconi und verpflichtete Pini. Auch dank seiner Mithilfe kam die Slowenin auf die Olympischen Spiele in Sotschi hin rechtzeitig in Form, gewann Gold im Riesenslalom und – gemeinsam mit Dominique Gisin – in der Abfahrt.

Was Maze damals über Pini sagte, klingt ähnlich wie die heutigen Worten von Vlhová: «Mauro hat wieder Frieden und Ruhe in unser Team gebracht.» Dass die Zusammenarbeit im Frühling 2014 schon endete, war Pinis Entscheid: «Tina hätte gerne mit mir weitergemacht. Aber für mich war von Anfang an klar, dass die Anstellung zeitlich begrenzt sein wird.» Es gibt kaum etwas, was den Trainer Mauro Pini besser beschreiben würde als diese Aussage. Der Tessiner hatte stets ein hervorragendes Gespür dafür, was seine Fahrerinnen brauchen. Aber er weiss ebenso gut, wann es Zeit für eine Luftveränderung ist. Es ist eine Qualität, die ihn in diesem Metier von der Masse abhebt.

Abwärtsspirale

Auf die Deutsche Bahn war unbedingter Verlass. Heute ist sie Symbol für den Abstieg des Landes.



Wenn ich in den achtziger Jahren als Bonner Ministerialbeamter dienstlich nach Frankfurt musste, was einmal in der Woche geschah, nahm ich den Zug um 7.23 Uhr. Er fuhr stets pünktlich ab und kam nach zwei Stunden pünktlich an, auf der Rückfahrt war es genauso. Exakt konnte ich meine Reisezeiten und Termine planen, und bei gelegentlichen Reisen nach Hannover oder München war es nicht anders. Auf die Bahn war unbedingter Verlass.

Das Management bestand aus durchschnittlich bezahlten, aber sehr gut ausgebildeten Beamten, die einfach nur das taten, was sie verstanden, nämlich Züge zu fahren und das ganze komplizierte System ingenieurmässig in Schuss zu halten. Damals arbeiteten in der Frankfurter Hauptverwaltung der Bahn 350 Mitarbeiter, heute sind es in den Bahnzentralen in Berlin und Frankfurt mehr als 3000 Mitarbeiter, und über ihnen schwebt ein mit Millionengehältern bezahlter Vorstand, von dessen Mitgliedern keines mehr eine originäre Bahnkompetenz hat. Die von den Bundesbahnzentralämtern entwickelten Loks und Waggons hielten fünfzig Jahre lang, sie waren quasi unzerstörbar.

Auch in den damals noch viel strengeren Wintern fuhr die Bahn pünktlich. Es gab einen funktionierenden Winterdienst, der bei Wind und Wetter um vier Uhr morgens auf die Strecke ging. Auch bei Stürmen funktionierte die Bahn weiter, denn Äste und Bäume, die auf die Leitungen und Gleise hätten fallen können, waren längst vorher abgeschnitten worden. Heute kostet die Bahn mehr Geld als jemals zuvor. Aber noch nie funktionierte sie so schlecht, ihr

Marktanteil im Güterverkehr ist so gering wie nie zuvor, und es ist überhaupt nicht absehbar, wann endlich die Zulaufstrecken für die Alpentransversalen in Betrieb gehen.

Spezialfahrzeuge für den Transport von militärischem Gerät gibt es bei der Bahn nicht mehr. Selbst wenn man der Ukraine zu Hilfe kommen wollte – was bekanntlich niemand möchte –, würde es an der Möglichkeit fehlen, Panzer und Artillerie dorthin zu transportieren, wo es die Russen beeindruckend könnte. Das ist aber deshalb nicht so schlimm, weil es in der ganzen

Das Telekommunikationsnetz ist heute das Schlusslicht unter den entwickelten Ländern.

Bundeswehr trotz der jährlichen Ausgaben von 47 Milliarden Euro nur noch wenige unmittelbar einsatzfähige Kampfflugzeuge, Panzer und Schiffe gibt.

Die Flugabwehr des Heeres ist abgeschafft. Feindlichen Drohnenangriffen aus der Luft wäre man hilflos ausgeliefert. Die Anschaffung von Kampfdrohnen für die Bundeswehr hat die SPD untersagt. Aber die Anordnung der ehemaligen Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen, dass die europäische Arbeitszeitrichtlinie auch bei der Truppe anzuwenden ist, gilt nach wie vor. Eine Folge: Kein Schiffskommandant kann mehr mit seiner Mannschaft auf See üben, wenn diese an Bord übernachten müsste.

Im Fernstrassennetz, einst für seine Leistungsfähigkeit und Modernität berühmt, bröckeln mehr und mehr Brücken. Technisch bedingte

Stilllegungen an Verkehrsknotenpunkten greifen um sich. Die Stauzeiten wachsen.

Bei der digitalen Infrastruktur sieht es nicht besser aus: Zu Zeiten der staatlichen Deutschen Bundespost hatte Deutschland das modernste Telekommunikationsnetz der Welt. Es ist heute das Schlusslicht unter den entwickelten Ländern beim schnellen Internet.

Zum Schlusslicht wird Deutschland auch bei der Energie- und Klimawende: Einst war es weltweit führend in der Kernenergie. Die entsprechende Industrie existiert nicht mehr, die letzten Kernkraftwerke werden gerade abgeschaltet, und der Zubau von Wind- und Solarenergie ist im Dickicht von Bau- und Umweltschutzvorschriften weitgehend zum Stillstand gekommen.

Deshalb brauchen wir nötiger als je zuvor das russische Erdgas. Und der schweigsame, weitgehend unsichtbare Bundeskanzler Scholz schweigt besonders konsequent, wenn sein Vorgänger und Parteifreund Gerhard Schröder einem mit seiner Militärmacht drohenden Putin Honig um das Maul schmiert, denn dieser, das sagte Schröder schon früher, sei ja ein «lupenreiner Demokrat». Vielleicht arbeitet Scholz an einem Masterplan, wie er die Deutsche Bahn, das Autobahnnetz, die Bundeswehr und das Internet wieder so leistungsfähig machen will, wie es dem deutschen Selbstverständnis entspricht. Wir wissen es nicht, er schweigt ja. Immerhin hat seine Verteidigungsministerin Christine Lambrecht in der Sicherheitspolitik einen Akzent gesetzt, indem sie den bedrängten Ukrainern 5000 Stahlhelme versprach.

Kanonenboot-Kapitalismus

China setzt seine Wirtschaftsinteressen brachial durch – wie einst die britische East India Company. Westliche Kritik ist heuchlerisch und wirkt neidisch.

Wolfgang Koydl



Frei von Anstand und Moral.

Das Problem brannte ihm unter den Nägeln: Das Defizit des Westens im Handel mit China schrumpfte nicht, sondern wuchs. Eine Lösung war nicht in Sicht. Die Chinesen waren nicht an europäischen Produkten interessiert. Ausserdem riegelte Peking den Markt ab.

Was aktuell tönt, trug sich vor knapp 200 Jahren zu und sollte das Verhältnis zwischen dem Reich der Mitte und dem Westen bis heute bestimmen. Denn Europa, angeführt von der damaligen Weltmacht Grossbritannien, fand eine durchtriebene Methode, um das Defizit doch auszugleichen: Opium.

Opiumhandel in privater Hand

Obwohl das Rauschmittel in China verboten war, schmuggelten europäische und ameri-

kanische Unternehmen Opium ins Land – ungeachtet aller Proteste des Kaiserreiches, das nicht nur wegen der finanziellen Folgen, sondern auch über soziale Auswirkungen der Drogensucht beunruhigt war.

Treibende Kraft des illegalen Opiumhandels war nicht die Regierung in Westminster, sondern ein Privatunternehmen: die British

Indiens Reichtümer machten die Korporation zur mächtigsten Firma der Weltgeschichte.

East India Company, eine mehr als 200 Jahre alte Korporation mit einem Monopol auf den Indien- und China-Handel. Ihr gehörte Indien, dessen Reichtümer sie zur reichsten

und mächtigsten Firma der Weltgeschichte machten.

Zurück nach China. Als die Chinesen grosse Opiumbestände beschlagnahmten und den Handel mit der Todesstrafe bedrohten, hatten die Direktoren der Company genug. Es war ihnen ein Leichtes, das Unterhaus zu einem Krieg zu bewegen: 40 Prozent der Abgeordneten besaßen Company-Aktien. Als Vorwand nannte Premierminister Palmerston die Verteidigung des Freihandels. Mit Kanonenbooten erzwang Grossbritannien die Öffnung des chinesischen Marktes und sicherte sich nebenbei den Tiefseehafen Hongkong als Kronkolonie.

Empire im Empire

Dass Nationen ihre Wirtschaftsinteressen brutal und notfalls mit Waffen durchsetzen, kennt man seit dem Altertum. Bis heute hat sich daran nichts geändert. *Follow the money* – der Rat erfahrener Kriminalisten gilt ebenso für Historiker bei der Erforschung der Ursachen

von Kriegen und Konflikten. Auch in der Ukraine-Krise geht es nicht primär um Demokratie und Menschenrechte, sondern um Dividenden und Gasverträge.

Dennoch wirft man besonders China vor, sich nicht um Regeln, geschweige denn um Anstand und Moral zu scheren, wenn es um das eigene Interesse geht. Vor allem afrikanische Staaten macht sich Peking abhängig – mit Knebelverträgen, Schuldknechtschaft und der Ausbeutung von Arbeitskräften und Rohstoffen.

Vorbild für China und seine oft weitgehend autonom agierenden Staatsbetriebe ist die Britische Ostindien-Kompanie, jenes «Empire in einem Empire», das gänzlich unspektakulär und unauffällig mit einem Treffen von ein paar Dutzend Männern im «Nags Head Inn»

im Londoner Viertel Bishopsgate am 22. September 1599 begann. Eingeladen hatte der Kaufmann Sir Thomas Smythe, der mit dem Import von Gewürzen und Rosinen aus dem Nahen Osten ein Vermögen gemacht hatte. Unter den Versammelten waren andere Kaufleute, aber auch ehemalige Freibeuter, die im Auftrag von Königin Elisabeth I. in der Karibik reichbeladene spanische Galeonen aufgebracht hatten. Passenderweise nannten sie sich «The Adventurers» – die Abenteurer.

Geniestreich des Kapitalismus

Ihr Vorbild waren holländische Händler, die schon seit einigen Jahren den lukrativen Handel mit Gewürzen aus Südostasien dominier-

Baumwolle, Seide, Indigo, Zucker, Salz, Gewürze, Salpeter und Tee erzielten in Europa Spitzenpreise.

ten – und ihren Aktionären Dividenden von bis zu mehreren 1000 Prozent ausschütteten. Diese Aktionäre waren eine sensationelle Neuheit und ein Geniestreich des Kapitalismus. Denn erst die Aktiengesellschaft ermöglichte den globalen Siegeszug dieses Wirtschaftssystems.

Beteiligungen an Unternehmen gab es schon seit dem frühen Mittelalter, wenn die Investitionskosten für einen Einzelnen zu hoch waren, etwa im Bergbau. Neu an der Aktiengesellschaft war, dass Anleger nicht mehr mit ihrem gesamten Vermögen hafteten, sondern nur in der Höhe ihrer Einlage. Das minderte das Risiko, das dennoch ungewöhnlich hoch war. Doch ebenso hoch waren die Profite: Baumwolle, Seide, Indigo, Zucker, Salz, Gewürze, Salpeter und Tee erzielten auf dem europäischen Markt Spitzenpreise.

Weder rechtliche noch ethische Grenzen

Ein Jahr nach ihrer Versammlung, auf der sie ein Grundkapital von 30 133 Pfund, 6 Shilling und 8 Pence (4 Millionen Pfund nach heutigem Wert) gesammelt hatten, erhielten «Die Abenteurer» eine königliche Charta. Diese enthielt das Monopol auf den Handel in dem gesamten Bereich zwischen dem Kap der Guten Hoffnung in Südafrika und Kap Hoorn in Südamerika. Ein paar Jahrzehnte darauf kam das Recht dazu, sich Territorien anzueignen, Geld zu prägen, Festungen zu errichten und Truppen zu unterhalten, Bündnisse zu schliessen, Kriege zu führen und Frieden zu schliessen, sowie Straf- und Zivilgerichtsbarkeit.

Aus einem Privatunternehmen, das von 24 Direktoren und drei Dutzend Handlungsgehilfen in einem unauffälligen Gebäude in London geführt wurde, war eine Operation geworden, die alle Attribute eines Staates hatte. Schon ein halbes Jahrhundert nach der Grün-

dung zeichnete die Company für die Hälfte des britischen Aussenhandels verantwortlich. Auf dem Höhepunkt ihrer Macht herrschte sie über mehr als hundert Millionen Menschen, hatte doppelt so viele Soldaten unter Waffen wie Grossbritannien und produzierte ein Viertel aller in der Welt hergestellten Waren.

«Ein Staat im Gewand eines Händlers», schrieb der Philosoph Edmund Burke. Weniger poetisch formulierte es der Dramatiker Richard Sheridan: Die East India Company verleihe «den Geiz eines Hausierers mit der Verworfenheit eines Piraten». In der einen Hand halte sie einen Knüttel, während sie mit der anderen das Geld aus der Tasche stehle.

In der Tat war das Unternehmen in der Wahl seiner Mittel nicht wählerisch. Da es keiner parlamentarischen Kontrolle unterlag und allein seinen Aktionären und deren Dividenden verpflichtet war, waren ihm weder rechtliche noch ethische Grenzen gesetzt. Stück um Stück eignete es sich das mächtige und hochzivilisierte indische Mogulreich an, beginnend mit dessen reichster Provinz Bengalen.

Der Durchbruch kam mit der Schlacht bei Plassey 1757, in der Robert Clive, die herausragendste Gestalt der Company, den Vizekönig von Bengalen besiegte und vom Mogulkaiser das Recht erhielt, Steuern in dieser Provinz einzutreiben. Der Steuerfuss wurde auf 50 Prozent festgesetzt und mit brutalen Methoden gnadenlos von Bauern, Handwerkern und Händlern eingetrieben. Selbst nach der Hungersnot von 1770, die 20 Prozent der Bevölkerung das Leben kostete, meldete die Company zufrieden nach London, dass «trotz der grossen Reduzierung an Menschen

eine gewisse Erhöhung der Einkünfte erzielt» werden konnte.

Clive bereicherte sich während seines Dienstes auch persönlich um fabelhafte Summen. Doch auch jeder andere Mitarbeiter der Firma wurde zum gemachten Mann. Es ist kein Zufall, dass das erste Hindustani-Wort, das in die englische Sprache einging, der Slang-Ausdruck für Plünderung war: *loot*. Präzise umschrieb es ein Mitarbeiter: «Der Company-Mann ist wie ein Schwamm, der die Reichtümer aus dem Ganges aufsaugt und sie dann über der Themse ausdrückt.»

Und Bezos, Gates, Zuckerberg, Musk?

Natürlich gab es ab und zu Kritik an den Auswüchsen der Massnahmen daheim im Mutterland. Doch da die britische Elite ihr Geld in der Company angelegt hatte und das Unternehmen selbst *too big to fail* war, dauerte es lange, bis seine Macht beschnitten war. Erst 1858 übernahm der Staat das «Juwel der Krone», wie Indien genannt wurde, als Kolonie – nicht ohne zuvor die Aktionäre üppig abzufinden. Das Geld dafür brachten die Inder auf.

Die East India Company war das grösste Privatunternehmen, das die Welt je sah. Doch auch wenn ihre modernen Nachfolger in Amerika – die Bezos, Gates, Zuckerbergs oder Musks – keine Privatarmeen unterhalten und keine Kriege anzetteln, hallt die Frage von William Bolts nach. Der vom Company-Mann zum erbitterten Gegner gewandelte Händler schrieb Ende des 18. Jahrhunderts: «Was, wenn ein Magnat so reich und mächtig wird, dass er das Parlament kaufen und die Politik bestimmen kann?»

FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

AHV-Reform: Deshalb ist Rentenalter 65/65 richtig

Ab Montag, 21. Februar, täglich ab 17.30 Uhr auf
TELE BÄRN **TELE M** **TELE ZÜRICH** **tv** **tele**

und ab Montag, 28. Februar, täglich ab 17.20 auf
TELE Z

www.fokus-kmu.tv Sponsoringpartner

 **Sunrise** 

Ein Imperium bröckelt

CNN-Chef Jeff Zucker wurde fristlos entlassen – offiziell wegen einer verheimlichten Liebschaft. Die wahren Gründe offenbaren journalistische Abgründe beim legendären News-Kanal.

Urs Gehriger

Unvergesslich, wie Peter Arnett auf dem Dach des Hotels «Raschid» mit elektrisierender Stimme die erste Nacht des Golfkriegs 1991 kommentierte: «Der Himmel über Bagdad ist erleuchtet», tönte der Front-Reporter von CNN, während rund um ihn Bomben einschlugen. Es war ein erster ebenso fiebrhafter wie fragwürdiger Höhepunkt von Cable News Network (CNN), des ersten TV-Senders, der «Breaking News» rund um die Uhr lieferte.

Mit dem Slogan «The Most Trusted Name in News» baute Ted Turner CNN International zu einem Imperium auf. Der Sender wird bis heute in vielen Teilen der Welt als Stimme Amerikas wahrgenommen. Zu Unrecht: CNN ist bloss noch ein Schatten von CNN jener Pionierzeit.

Cuomo deckt Cuomo

Letzte Woche wurde CNN-Präsident Jeff Zucker fristlos entlassen. Ausgerechnet Zucker, den die Angestellten hingebungsvoll «Jay-Z» nannten und als «unglaublichen Führer» verehrten. Man sei «bis ins Mark erschüttert», berichteten CNN-Reporter live auf Sendung.

Was war geschehen? Gemäss offizieller Version begann die Krise mit der Cuomo-Affäre. Während Monaten hatte Star-Moderator Chris Cuomo seinen älteren Bruder Andrew, den Gouverneur von New York, zur besten Sendezeit interviewt. Mit platten Witzeleien jazzte der CNN-Cuomo seinen Bruder auf. Er pries ihn, als längst klar war, wie katastrophal seine Covid-Politik war. Und er deckte ihn auch dann noch, als eine Frau den Gouverneur der sexuellen Belästigung bezichtigte.

Eine staatliche Untersuchung deckte dann auf, dass der CNN-Moderator mit dem Team seines Bruders konspirierte, um Enthüllungen zu unterdrücken. Zucker konnte nicht anders, als seinen langjährigen Schützling in die Wüste zu schicken.

Doch Cuomo ging nicht auf leisen Sohlen. Er verlangt eine fette Abfindung. Nicht bloss den Lohn für die Restlaufzeit seines Vertrages,



«Wenn die Welt untergeht»: Manager Zucker.

sondern gleich das Dreifache davon: 60 Millionen Dollar. Als CNN die Zahlung verweigerte, packte Cuomo aus. Er sagte öffentlich, was viele Mitarbeiter längst wussten: dass Jeff Zucker eine langjährige Liebschaft mit der CNN-Marketingchefin Allison Gollust pflegt.

Da Zucker das Verhältnis der Firmenführung nicht offengelegt hatte, versties er gegen CNN-interne Verhaltensrichtlinien. Das reichte für den Rausschmiss. Der wahre Grund für Zuckers Entlassung liegt jedoch tiefer und offenbart die Abgründe, die sich bei dem Sender auftun.

Zucker persönlich war es, der entschieden hatte, den hauseigenen Cuomo auf den Politiker Cuomo anzusetzen. Dass hier ein Interessenskonflikt vorlag, war offensichtlich. Was Zucker nicht daran hinderte, die innerfamiliären Lobhudeleien zur besten Sendezeit über den Bildschirm flimmern zu lassen und als News zu verkaufen.

Schlimmer noch: Zucker wusste offenbar um die geheimen Absprachen der Cuomo-Brüder. Und er hatte selbst ein klandestines Verhältnis zu Gouverneur Cuomo, wie Investigativ-Journalistin Tatiana Siegel (*Rolling Stone*) berichtet. Zucker und seine Geliebte Gollust – einst Kommunikationschefin von Andrew

Cuomo – coachten den Gouverneur regelmässig mit *talking points*, wenn er sich mit Präsident Donald Trump vor den Medien über die Covid-Politik stritt.

Zu diesem Zeitpunkt stand CNN wegen politischer Schlagseite längst in der Kritik. Der Sender tat, was man tut, wenn man nicht mehr mit Fakten überzeugen kann. Man macht sie zum Slogan: «Facts First» lautet seit 2017 das Firmenmotto.

Derweil formte Chef Zucker CNN ungebremst zu einem politischen Agitatorenkanal um. Auf geheimen Tonaufnahmen, welche die Enthüllungsplattform Project Veritas veröffentlichte, ist zu hören, wie er seine Angestellten während des Wahlkampfes 2020 aufforderte, in ihrer Berichterstattung Trumps Verhalten nicht zu «normalisieren».

In der Gunst der Zuschauer wurde CNN vom konservativen Sender Fox News deklassiert. In Trump sah man die Chance, Boden wettzumachen. Vier Jahre lang machte CNN mit Anti-Trump-Berichterstattung Kasse. Die Hausse kulminierte mit Trumps tumultuösem Abgang. 2021 war für CNN das zweiterfolgreichste Jahr aller Zeiten.

Vier Jahre Trump-Hausse

Doch sobald Trump von der Bildfläche verschwunden war, sanken die Quoten. 2022 startete CNN katastrophal. Im Vergleich zum Vorjahr büsste der Sender im Januar 74 Prozent seiner Zuschauer ein.

Damit ist die Talfahrt kaum gestoppt. Seit dem Rausschmiss von Cuomo ist das Kriegsbeil im Hause CNN ausgegraben. Dies zur dümmsten aller Zeiten. Die Muttergesellschaft von CNN, Warner Media, bereitet sich auf die Fusion mit Discovery vor – ein 43-Milliarden-Deal.

Als Pionier Ted Turner am 1. Juni 1980 auf Sendung ging, verkündete er: «Wir werden erst abschalten, wenn die Welt untergeht.» Es wachsen allerdings die Zweifel, ob man im CNN-Hauptquartier in Atlanta so lange durchhält.

Warum Frauen eher links sind

Und warum ich, als Nicht-Linke, deswegen nicht weniger weiblich bin.



Hätten nur Männer wählen dürfen, wäre 2002 Edmund Stoiber (CSU) statt Gerhard Schröder Kanzler geworden, und die AfD sässe schon länger im Bundestag. Umgekehrt stünden die Grünen ohne Frauenstimmen weitaus schlechter da. Kurzum: Frauen wählen eher links, Männer eher rechts. Was wie ein Vorurteil klingt, bestätigt sich bei Wahlen regelmässig. Am deutlichsten zeigte sich die Kluft zwischen den Geschlechtern bei der Europawahl 2019. Hätten nur Westfrauen gewählt, wären die Grünen damals stärkste Partei geworden. Hätten nur Ostmänner gewählt, die AfD.

Aber warum ist das eigentlich so?

Generell gilt: Frauen haben mehr Angst, anzuecken. Sie gehen mehr mit dem (linken) Zeitgeist und schrecken öfter vor den Rändern zurück als Männer. Deshalb profitieren die pseudobürgerlichen Grünen auch mehr vom Gender-Gap als die Linkspartei.

Frauen sind gefallsüchtiger. Vor allem junge Frauen tun sich schwer, eine polarisierende Meinung einzunehmen. Eher schreiben Frauen Privatnachrichten in den sozialen Netzwerken. Sie sind tendenziell vorsichtiger in ihren Formulierungen, sorgen sich mehr darum, etwas «Falsches» zu sagen oder missverstanden zu werden. Frauen wollen «gemocht» werden.

Streitbar zu sein, geht in der Wahrnehmung vieler Frauen mit dem Verlust von Weiblichkeit einher. Ein Mann, der selbstbewusst seine Meinung vertritt und sich nicht um seine Aussenwirkung schert, wird als cool wahrgenommen, eine Frau dagegen nicht selten als überspannte Zicke, als Emanze. Der Grossteil glaubt, «lieb» und «anpassungsfähig» sein zu müssen, um

weiblich, um begehrenswert zu wirken. Linke Ideen als wohligh-softe Yogamatten-Weltanschauung tragen diesem Bedürfnis Rechnung, Links sein ist Zeitgeist. Für die Aufnahme von Flüchtlingen, «Klima- und soziale Gerechtigkeit» zu sein, erfordert keinen Mut. Es ist sogar, anders als die Gegenmeinung, «sozial erwünscht».

Natürlich bestätigen Ausnahmen die Regel: Die weiblichen Realo-Linken – unschwer an

Vor allem junge Frauen tun sich schwer, eine polarisierende Meinung einzunehmen.

den Achselhaaren und Problempoyns erkennbar – scheren sich nicht um Äusserlichkeiten. Sie fürchten auch keinen Verlust von Weiblichkeit, wenn sie in ihrem Tinder-Profil angeben, dass sie AfD-Wähler und andere «Nazi-Arschlöcher» nicht daten wollen.

Doch auch hier gilt: Man befindet sich noch immer im Fahrwasser des Zeitgeists. Denn wäre dies nicht der Fall, würde man seine Weltanschauung deutlich weniger oder zumindest etwas bedachter in den Äther blasen. Ein «FCK AfD»-Shirt ist ungefährlicher als ein «FCK Antifa»-Shirt. Man wähnt sich bei den Guten.

Ich denke tatsächlich, Frauen sind deshalb häufiger links, weil es ihren Vorstellungen einer Friede-Freude-Eierkuchen-Welt (zumindest theoretisch) entgegenkommt. Wir neigen öfter als Männer dazu, Wettbewerb gemäss der eigenen Vorstellung von Gerechtig-

keit «ausgleichen» zu wollen. Das gilt nicht nur marktwirtschaftlich, sondern auch gesamtgesellschaftlich. Sitze ich sonntags beim Kreisliga-Fussball, und die gegnerische Mannschaft steckt eine heftige Klatsche ein, denke ich mir spätestens beim 0:4, dass es jetzt langsam gut ist. Meine männlichen Freunde grölen auch noch beim 0:8.

Die Logik, dass sich der Bessere oder Stärkere durchsetzt und dies gerecht ist, scheint uns Frauen unfair, hart. Das hat weitreichende Konsequenzen, wenn es um die Akzeptanz von Ungleichheiten in der Gesellschaft geht. Es erhöht den Drang, immer einen Schuldigen auszumachen, alles für veränderbar zu halten, für gestaltbar. Das ist fern der Realität. Parteien wie die Grünen leben von dieser Utopie, dass sich alles zum Besseren verändern lässt, wenn der Staat nur genug interveniert.

bleibt die Frage, warum nicht alle Frauen links sind und ob ich als liberal-konservative Frau eine Anomalie darstelle. Letzteres würde ich verneinen, ich bin nicht weniger weiblich. Ich mache mir höchstens weniger Gedanken darüber, was andere über mich denken.

Eltern mit Töchtern würde ich genau das raten: Drängen Sie Ihrem Mädchen nie eine politische Meinung auf. Immunisieren Sie sie gegen weibliche Gefallsucht, erziehen Sie sie zu einer starken Frau mit eigener Meinung.

Bleiben Sie optimistisch, schon Winston Churchill wusste: Wer mit zwanzig nicht links ist, hat kein Herz, und wer es mit dreissig noch ist, hat keinen Verstand. Manches verwächst sich mit dem Alter. Ich bin ein Beispiel dafür.

Gottfried Kellers «J'accuse»

Eine antisemitische Rufmordkampagne gegen Zürichs Irrenhaus-Direktor empörte den Dichter. Das geliebte Vaterland hatte seine Fratze gezeigt.

Christoph Mörgeli

Im Jahr 1863 schrieb der Zürcher Staatschreiber Gottfried Keller die «Weisung des Regierungsrates an den hohen Grossen Rat zu dem Beschlusentwurf betreffend Errichtung einer neuen Irrenanstalt». Der Diskussion im Parlament folgte Keller dann weniger interessiert, schrieb er doch seinem Schriftstellerkollegen Berthold Auerbach: «Zurzeit im Grossen Rat während einer langweiligen Debatte über den Bau einer Irrenanstalt.»

Dennoch nahm Keller warmen Anteil an der Realisierung des Burghölzli. Furchtlos erkletterte er am 6. Oktober 1866 das Baugerüst und verlas hoch über den Köpfen der Festgemeinde einen «Zimmermannspruch» mit dem Anfang: «Ihr Werkleut, tretet nun heran! / Ein frommes Werk wird hier getan, / Da aufgerichtet steht der Bau / Weitragend über See und Au!» Keller erinnerte an das unglückliche Los der geisteskranken Frauen und Männer und an die Pflicht eines «gerechten Volkes», sie fachgerecht und einfühlsam zu betreuen.

Leuchte der Demokraten

Noch immer zeugt die schwungvolle Poesie von der ernsten Verpflichtung des Gemeinwesens gegenüber den psychiatrischen Patienten. Hatten Gemütskranke und geistig Behinderte bis zur Aufklärung nicht selten Schläge, Einsperrung und Hunger zu ertragen, setzten sich im 19. Jahrhundert humanere Grundsätze in der Betreuung durch. Man versuchte, in geschlossenen Anstalten unter ärztlicher Leitung Zwangsmassnahmen möglichst zu vermeiden, und rechnete voll Optimismus mit der immer tiefer in die Geheimnisse der Krankheiten eindringenden medizinischen Wissenschaft.

Noch vor Vollendung des Burghölzli im Juli 1870 erfolgte mit dem Sieg der Demokratischen Bewegung ein Machtwechsel im Kanton. Die neuen Regierungsräte waren aber klug genug, den liberalen Staatsschreiber Gottfried Keller im Dienst zu behalten. Der «demokratischen» Modeströmung entsprechend, wollten sie den ärztlichen Burghölzli-Direktor – gleichzeitig Ordinarius für Psychiatrie an der Universität Zürich – dem Verwalter nicht überordnen.

Zur Verwalterstelle gelangte mit dem Fabrikspengler Jakob Schnurrenberger ein in Arbeiterkreisen beliebter demokratischer Parteimann. Doch Schnurrenberger beherrschte die Winkelzüge von Intrigue und Demagogie besser als die ökonomischen Praktiken und hetzte die ihm ergebenen Angestellten und Patienten gegen die rasch wechselnden Direktoren auf.

Bernhard Gudden flüchtete schon 1872 vor dem herrschsüchtigen Verwalter und den von diesem geduldeten Zuständen; so lag ein von den Wärtern lebhaft frequentiertes Bordell direkt neben der Anstalt. Auf ihn folgte Gustav Hugue-

Ein von den Wärtern lebhaft frequentiertes Bordell lag direkt neben der Anstalt.

nin. Auch er – wie Schnurrenberger eine Leuchte der Demokraten – kapitulierte nach zwei Jahren. Auf Sommer 1875 berief der Regierungsrat den 37-jährigen Nervenarzt Eduard Hitzig als Burghölzli-Direktor. Seine Familie spielte im Berliner Geistesleben eine tonangebende Rolle. Der Grossvater, der vom jüdischen zum protestantischen Glauben übergetreten war, wirkte als prominenter Strafrechtler, der Vater als bekanntester Architekt der Stadt.

Eduard Hitzig, der neue Chefarzt des Burghölzli, entdeckte durch Tierexperimente die motorischen Zentren des Grosshirns, mass-

gebend unterstützt durch seine Frau Henriette aus dem Gelehrtenengeschlecht Ranke. Damit stand Hitzig mit einem Schlag in der ersten Reihe der wissenschaftlich-medizinischen Forschung. Er hatte in der alten Streitfrage, ob die psychischen Fähigkeiten im Gehirn diffus verteilt oder an bestimmten Punkten exakt lokalisiert seien, wesentlich zum Durchbruch der Lokalisationslehre beigetragen. Hitzig teilte mit seinen Vorgängern Gudden und Huguenin die Hirnforschung als Interessensgebiet.

«Stinkender Berliner Jude»

Bald schon teilte er mit ihnen auch die üblen Erfahrungen mit Verwalter Jakob Schnurrenberger. In seiner Absicht, die Anstalt von betrügerischen Machenschaften zu reinigen und den gewalttätigen Teil der Wärter zu entlassen, geriet Hitzig mit diesem in einen heftigen Konflikt. Durch sein entschiedenes Vorgehen erreichte der neue Direktor, dass die demokratische Regierung ihren Schützling fallen liess. In der Folge strengte Schnurrenberger einen langen, von der Presse eifrig kommentierten Prozess an, der das Ansehen der Anstalt vor der Öffentlichkeit herabsetzte und dem Direktor die Tätigkeit zunehmend verleidete.

Sicher bereitete sich Eduard Hitzig in Zürich mit seinem Forschungsschwerpunkt, der damals patientenfremd anmutenden Hirnphysiologie, manche Schwierigkeiten. Der Gelehrte war kein patriarchalischer «Irrenvater», dessen Interessen auch in der Ergründung des Psychologischen lagen. Manche mögen sich auch an seiner eindrucksvollen, ja herrischen Erscheinung und an seinem kämpferischen, überlegenen Charakter gestossen haben, von seinem Berliner Hochdeutsch ganz zu schweigen.

Im Juli 1878 eröffnete der in Wülflingen herausgegebene *Weinländer* eine niederträchtige Kampagne gegen Eduard Hitzig. Das Blatt beschimpfte den Irrenhaus-Direktor als «Zuchtmeister der Bastille am Zürichberg», verglich ihn mit Gessler und seine Anstalt mit einer «Zwingburg», in der gesunde Menschen als Verrückte festgehalten und der Willkür des «Herrn Landvogts» schutzlos ausgeliefert seien.





«Hier ist auch nicht alles süsse Milch»: Klinik Burghölzli.

Anhand einiger völlig verzerrter Patientenfälle behauptete der *Weinländer*, man opfere im Burghölzli «brave Schweizer» einem «stinkenden Berliner Juden». Die Anwürfe gipfelten im Ausruf: «Werft ihn 'naus, den Juden Itzig!»

Von der angeblichen Gelehrsamkeit des Professors «Itzig» wisse in Berlin kein Mensch, «ausgenommen die Redaktoren schmieriger Judenblätter». Seine sich schämenden Vorfahren hätten durch Vorsetzung eines «H» vor den Namen «Itzig» ihre hebräische Herkunft zu verwischen versucht. Im Grunde sei «Itzig» in Berlin nichts gewesen als ein Medizineliterat mit einer Schwindelpraxis, der es dort niemals zum ordentlichen Professor gebracht hätte.

Gefängnis, Busse, Landesverweis

Chefarzt Eduard Hitzig – so der *Weinländer* weiter – messe die Temperatur nicht wie üblich unter der Achsel, sondern habe in «echt orientalisches sittlich-ästhetischem Gepräge» eine «Methode Itzig» zur Temperaturmessung herausgefunden, die er vornehmlich beim schönen Geschlecht anwende: «Eine nähere Beschreibung derselben vermögen wir hier nicht zu geben, weil wir keine Lust haben, wegen Verletzung der Sittlichkeit und Erregung öffentlichen Ärgernisses angeklagt zu werden.»

Direktor «Itzig» betreibe die angebliche Wissenschaft der Psychiatrie, indem er Kaninchen zerschneide, Affen den Schädel anbohre, lebenden Hunden das Gehirn ausschöpfe, «so dass diese durch ihr entsetzliches Geheul die unteren Räume des Hauses erfüllen und die Patienten in den Zellen unruhig und toben machen».

Die Redaktion des *Weinländers* geriet mit ihrem Gebräu aus Unwissenschaftlichkeit, Vivisektions-Gegnerschaft und Antisemitismus allerdings in Beweisnot, als Hitzig mit sei-

nen Assistenzärzten Verleumdungsklage einreichte. Der aus Bayern stammende Redaktor Anton Memminger wurde zu sechs Monaten Gefängnis, tausend Franken Busse und fünfjähriger Landesverweisung verurteilt.

Unter dem Eindruck der Affäre hatte Keller noch vor Emile Zola seinen «J'accuse»-Moment und verfasste 1878 «Die öffentlichen Verleumder». Seinem Verleger Julius Rodenberg schrieb er: «Ich habe eine Art ethisches Zorngedicht in Arbeit, welches die Verleumdung in öffentlichen Sachen, wie sie namentlich in der

Kellers ideale Sicht der Republik schweizerischen Zuschnitts bekam mehr als nur einen Kratzer ab.

Gegenwart [...] in Presse und politischer Literatur grassiert und bei Euch wie bei uns geübt wird, zum Gegenstand hat und etwa den Titel «Calumniator publicus» führen wird.»

Gottfried Keller wollte seinem Zorn auch in dramatischer Form Ausdruck verleihen. Im Nachlass befinden sich zwei Notizblätter, auf denen er ein Grobkonzept für ein Schauspiel entwarf. Wie die übrigen dramatischen Pläne hat Keller auch diesen niemals zu Ende gebracht. Möglicherweise verwarf er den Stoff wegen seines allzu aktuellen und lokalen Charakters, vielleicht schien es ihm unpassend, die traurigen Vorfälle komödienhaft zu verwerthen.

Eine vom Regierungsrat eingesetzte Kommission sprach Hitzig von jeglichen Verstössen gegen die ärztliche Kunst, von jedem Vorwurf der physischen und psychischen Gewaltanwendung und von allen sittlichen Vergehen frei. Sie sah sämtliche Übelstände im Mangel an der vollständigen rechtlichen Unterordnung des

Verwalters unter den Direktor sowie im Fehlen eines zweckmässigen Reglements, beides Dinge, «auf deren Verbesserung gerade Direktor Hitzig wiederholt und energisch gedrungen» habe.

Abscheu und Entrüstung

Doch diese Genugtuung kam zu spät, Hitzig nahm Ende 1878 den Ruf auf den Lehrstuhl für Psychiatrie in Halle an. Keller hatte dessen Frau Henriette versprochen, ein kleines, von Patienten aufzuführendes Schauspiel für ihre letzte Weihnachtsfeier im Burghölzli zu verfassen. Angeekelt vom Kesseltreiben, fühlte er sich aber dazu nicht imstande. Als Zeichen der Solidarität mit dem wegziehenden Paar schrieb er dafür in der NZZ einen warm empfundenen Bericht über die «Weihnachtsfeier im Irrenhaus».

Überdies verfasste der Dichter eine von 1600 Personen unterschriebene Adresse an Hitzig, in der er im Namen aller «rechtlichen Menschen» Abscheu und Entrüstung über das «widerwärtige Schauspiel» zum Ausdruck brachte: «Berufstreue, Mannesehre, wissenschaftlicher Ruf, Familienglück – nichts blieb unangetastet, und in gleicher Weise kehrte sich die Wut gegen jeden, der Ihnen zur Seite stand, sowie gegen die ruhig untersuchenden Behörden.»

Zweifellos hat die Burghölzli-Affäre, neben andern Skandalen, Gottfried Kellers zunehmend verdüsterte Wahrnehmung der öffentlichen Angelegenheiten geprägt. Im schändlichen Verhalten der aufhetzenden Presse und der davon infizierten Volkskreise gegenüber einem deutschen Gelehrten hat seine ideale Sicht der Republik schweizerischen Zuschnitts mehr als nur einen Kratzer abbekommen. Gegenüber seinem Verleger Julius Rodenberg äusserte der Dichter in resigniertem Ton: «Hier ist auch nicht alles süsse Milch, was man zum Kaffee kriegt.»



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Das gefährlichste Wort der Welt

Nein, es ist nicht «Männer».



Erste Zeichen machen sich bemerkbar, dass wir Frauen in naher Zukunft wohl nur noch unter den Begriffen «Fintas», «menstruierende Personen», «Vaginabesitzer» oder «Menschen mit Uterus» bekannt sein werden. Genderneutrale Begriffe sollen «Inklusivität» vermitteln.

Was als Kampf gegen die Diskriminierung von Minderheiten begann, ist heute zu einer Überkorrektur geworden, mit der die transideologische Bewegung den gesellschaftlichen Konsens umkrempeln möchte. Die Versuche, das Wort «Frau» im Namen von Inklusivität zu verdrängen, folgt (kurzgefasst) der Denkweise, dass das Geschlecht ein soziales Konstrukt sei und das biologische Geschlecht und die gefühlte Geschlechtsidentität miteinander verschmolzen seien. Die Definition «Frau» nur für biologische Frauen zu verwenden, diskriminiere Personen, die sich als Frau identifizieren.

Unter den Anhängern finden sich längst nicht nur Trans-Aktivist*innen – auch Unternehmen, Social-Media-Plattformen, Medien, akademische Kreise und staatliche Institutionen machen dieser Absurdität ihre Aufmerksamkeit und ändern ihre Ausdrucksweise. Die *New York Times* schreibt in einem Beitrag über die Periode von «menstruator», beim *Insider* spricht man von «player with vaginas». In der *Zeit* sieht eine Politikwissenschaftlerin Frauen als «Menschen mit Uterus, die Kinder gebären (möchten)». An einer Hochschule in Regensburg kann man in einem Formular auf die Frage «Welchem Geschlecht ordnen Sie sich zu?» zwischen «Finta» und «männlich» wählen, wie eine Twitter-Userin per Screenshot aufzeigte. «Frau» als eigenes Geschlecht steht nicht zur Auswahl. «Finta» meint Frauen, Inter-, Nichtbinäre-, Trans- und Gender-

Menschen. Im US-Kongress sprechen manche Demokraten statt von «mothers» von «birthing people», gebärenden Personen.

In Anbetracht dieser Bemühungen scheint «Frau» (auch «Mutter») ein gefährliches Wort geworden zu sein. Gleichzeitig sind Beschimpfungen gegen jene, die die Entwicklung kritisieren, zur Normalität geworden. Vergangene Woche erwischte es Adele. In ihrer Dankesrede bei den Brit Awards, die erstmals in Woke-Form stattfanden – die Geschlechterkategorien «weiblich» und «männlich» wurden aufgehoben –, sagte die Sängerin: «Die Preisverleihung hat sich geändert, aber ich liebe es, eine weibliche Künstlerin zu sein!» Das lässt zwar Interpretationsspielraum zu, aber das «weiblich» liess einige Zeitgenossen anflattern wie Raubvögel; sie schimpften Adele eine «Terf», erklärten, ihre Musik zu boykottieren. Ein User schrieb: «Ich liebe Adele, aber dieser <Frauen>-Kommentar scheint ein bisschen wie ein Hieb, non-binäre Künstler verdienen besseres.»

Sich für Toleranz gegenüber Minderheiten wie Transpersonen einzusetzen, ist das eine. Etwas völlig anderes ist es, von der Mehrheitsgesellschaft zu verlangen, dass sie sich in einer neuen, künstlichen und für viele Frauen als entmenschlichend empfundenen Sprache ausdrückt, die den eigenen Geschlechtstyp unkenntlich macht und somit die eigene Identität dekonstruiert. Oder anzustreben, das Verständnis, was Frausein bedeutet, komplett umzukrempeln. Nicht alles an der Wokeness ist problematisch; den Kernanspruch, dass alle Menschen gleich behandelt werden müssen, unterschreibe ich sofort. Man kann aber für Sensibilität für eine Gruppe plädieren, ohne eine andere herabzuwürdigen.

Der Erfolg dieser ideologischen Strömung ist auch deshalb so fortgeschritten, weil ein beachtlicher Teil der Gesellschaft schweigt. Auflehnung ist aber wichtig. Biologische Realitäten aussprechen ist kein Hass, an den für die grosse Mehrheit etablierten Gesellschaftscodes festhalten nicht rückschrittlich. Darum ein kleiner Aufruf: Schalten Sie sich in diese Kulturdebatten ein. Lassen Sie Dinge nicht einfach so stehen, lassen Sie sich nicht einschüchtern. Reagieren Sie in Kommentarspalten. Halten Sie valide Argumente entgegen. Vertrauen Sie nicht einfach auf das, was Sie in den Medien lesen. Fragen Sie bei Involvierten nach. Recherchieren Sie selbst. Vergessen Sie nicht, dass es sich bei Schlagzeilen, in denen das Wort «Kontroverse» vorkommt, in Wahrheit häufig um drei empörte User auf Twitter handelt.

Aber auch Unternehmen und kulturelle Institutionen sollten sich dem Druck nicht beugen. Wir leben in einer freien Gesellschaft. Wer nicht hinter dem Prinzip Gendern steht, sollte nicht gendern, nur um eine kleine, laute Minderheit zufriedenzustellen. Wer die Überzeugung nicht teilt, dass das Geschlecht ein soziales Konstrukt ist, sollte die Ideologie dahinter nicht begünstigen und keine Geschlechterkategorien abschaffen oder Begriffe kreieren, die eher an Androide erinnern als an Menschen. Wer die Frau und das Frausein mit all seinen Facetten für etwas Einzigartiges hält und nicht als Unterstützer jener dastehen möchte, die die weibliche Biologie in den Hintergrund rücken wollen, sollte unbedingt von «Frauen» sprechen. Du liebe Güte. Dass man das Selbstverständliche überhaupt aussprechen muss.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Tabuisierte Probleme

Nr. 5 – «Das Wunder der Schweizer Volksschule»
Titelgeschichte von Alain Pichard

Im ausgezeichneten Bericht zu unserem Volksschulwesen hat Alain Pichard zwei erschreckende Fakten nur unterschwellig angedeutet: Innert 28 Jahren stiegen unsere Bildungsausgaben von 16 auf 38 Milliarden Franken! Trotzdem verlasse ein Fünftel der Primarschüler die Volksschule als Illettristen (niedrigstes Niveau im Lesen und Schreiben!). Dass unsere extrem hohe Immigration die Hauptursache dieses Zustandes ist, wird selbstverständlich auch von den Lehrern/-innen weiterhin absichtlich tabuisiert! In vielen städtischen Klassen sind von 24 Kindern noch 3 «einheimisch», in deren Elternhaus eine Landessprache beherrscht wird und deren Vater oder Mutter somit auch an Lehrergesprächen teilnehmen! *Rolf Bolliger, Lyss*

Täter als Opfer

Nr. 5 – «Europas fataler Griff nach Osten»
Francis Pike zum Ukraine-Konflikt

Meine Begeisterung für die *Weltwoche*, angefacht durch viele ausgezeichnete Artikel, zuletzt durch das grossartige Putin-Porträt von Thomas Fasbender («Wladimir Putins Schule des Lebens», *Weltwoche* Nr. 4/22), bekam einen ersten Dämpfer durch den Leitartikel des Chefredaktors («Putin und die Grünschnäbel», *Weltwoche* Nr. 4/22). Darin wird das Vorgehen Putins gegen die Ukraine verteidigt und die Nato für «aggressiv und verrückt» erklärt. Der Artikel von Francis Pike schlägt aber dem Fass den Boden aus. Da wird behauptet, die «expansionsgesteuerte EU» sei der anfängliche Ag-

gressor. Man reibt sich die Augen: Wer konzentriert über 120 000 Soldaten an der ukrainischen Grenze? Wer unterstützt widerrechtlich die sogenannten Volksrepubliken im Donbass? Wer annektiert gegen das Völkerrecht die Krim? Wer droht dem Westen mit militärtechnischen Massnahmen? Es ist Putin. Die beiden Artikel machen den Täter zum Opfer.

Peter Schafranek, Meckenheim (D)

Herzlichen Dank für die Reportagen über Präsident Putin und Russland. Wir alle in Europa wissen, dass Russland kulturell, wirtschaftlich und beim Tourismus etwas zu bieten hat. Sensationell, dass die *Weltwoche* nicht den anderen Medien abschreibt und selbstbestimmt ihre Berichte verfasst. Bleibt euch bitte treu.

Roman Meier, Aarau

Warnung aus Norwegen

Nr. 5 – «Tod am Mont Crosin»
Alex Baur über Windenergie

In Norwegen findet in Europa die grösste Zerstörung der Natur durch Windräder statt. Ganze Landstriche und Inseln des bisher als Naturparadies gelobten Landes sind betroffen. Obschon sich Norwegen mit genügend Energie durch Wasserkraft versorgen kann. Über 90 Prozent des Stroms von Windrädern werden als vermeintlich grüne Energie hauptsächlich nach Deutschland und Grossbritannien exportiert. Doch auch die Schweiz ist unter den Importeuren. In Norwegen hat sich die Protestorganisation Motvind (Gegenwind) formiert. Sie hat in der Region Fosen einen ersten Teilsieg gegen die Windlobby errungen. Das Beispiel von Norwegen sollte der Schweiz als Warnung vor einer ideologisierten

Energiewende dienen, welche die Zerstörung der Natur in Kauf nimmt.

Jürg Streuli, Wetzikon

Röcke statt Hosen

Nr. 3 – «Die Pandemie ist vorbei»
Titelgeschichte von Alex Baur

Als Abonnent hat mich das Titelbild sehr gestört, ich finde es daneben. Es wurde zum Ende des Zweiten Weltkrieges aufgenommen (vermutlich in Paris) mit amerikanischen Marinesoldaten. Dass das eine andere Freude war, nicht zu vergleichen mit derjenigen über die Aufhebung der Corona-Massnahmen, müsste den Verantwortlichen aufgefallen sein. Im Weiteren trägt keine der abgebildeten Personen die heute üblichen Turnschuhe, sondern richtige Lederschuhe. Die abgebildeten Damen tragen alle Röcke und nicht die heute geliebten Hosen. Ein bisschen mehr Sorgfalt wäre hier angebracht gewesen.

Emil Schneider, Goldach

Gegensteuer geben

Nr. 5 – «Schneewittchen ohne Zwerge»
Kolumne von Anabel Schunke

Der Artikel von Anabel Schunke ist trefflich. Nur, warum lässt sich eigentlich die gescheiterte von der dümmlichen Hälfte der Gutmenschen dirigieren? Befolgen wir doch den Leitsatz der *Weltwoche*: Gegensteuer geben. Was ja Anabel Schunke mit dem Artikel schon mal getan hat. Danke. *Hans-Rudolf Hebeisen, Oberembrach*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Luc Montagnier (1932–2022) Alexander Baumann (1942–2022)



Entdecker des Aidsvirus auf Abwegen: Luc Montagnier.

Der Tod ist keine Verschwörungstheorie. Die Nachricht vom Hinschied des französischen Nobelpreisträgers Luc Montagnier hielten die Medien zwar für durchaus plausibel, schliesslich stand er kurz vor seinem neunzigsten Geburtstag. Doch sie blieb unter Verschluss. Aus Angst vor einem Fake-News-Skandal. Der einzigen Quelle war nicht zu trauen.

Gemeldet hatte Montagniers Tod die Boulevardzeitung *France-Soir*, die in der Pandemie zum Zentralorgan der Verschwörungstheoretiker mutierte. Hatte er Covid? War er der Impfung zum Opfer gefallen, von der er behauptet haben soll, dass jeder, dem sie verpasst werde, binnen zweier Jahre das Zeitliche segnen würde? Details gab es keine, die einstigen Freunde hatten längst jeden Kontakt abgebrochen. Das Krankenhaus wollte weder dementieren noch bestätigen. Erst als dem Gemeindepräsidenten des Pariser Nobelvororts Neuilly der Totenschein vorlag, wurde die Meldung offiziell – der öffentlich-rechtliche Newsender France-Info hatte sie zwischenzeitlich als Fake News bezeichnet.

Freundlich und sanft, ja gütig lächelt Luc Montagnier auf allen Fotos. 1983 hatte der Forscher das Aids-Virus entdeckt. Jahrelang dauerte der Streit mit den Amerikanern, die das Patent ihrem Landsmann Robert Gallo erteilten, obwohl das Gesuch des Franzosen sechs Monate früher eingereicht worden war. 1994 wurde er juristisch beigelegt. Anerkannt und ent-

sprechend gewürdigt fühlte sich Montagnier aber erst durch die Verleihung des Nobelpreises 2008. Zu spät. Längst befand er sich auf dem Kreuzzug gegen die Pharmaindustrie. Papst Johannes Paul II. empfahl er eine Papaya-Kur gegen Parkinson. Autismus wollte er mit Antibiotika heilen. Auf die Barrikaden ging er, als Frankreich 2017 die Zahl der für Kinder obligatorischen Impfungen von drei auf elf erhöhte – zehn Spritzen innerhalb zweier Jahre. Er brachte sie mit dem plötzlichen Kindstod in Verbindung. Als Held war er noch im Januar in Mailand empfangen worden.

Zwei Tage nach seinem Tod meldeten die seriösen Zeitungen den Hinschied des entgleisten Nobelpreisträgers. In allen knappen Nachrufen war Verlegenheit zu spüren. Didier Raoult, dessen Chloroquin-Therapie gegen Covid-19 von Trump empfohlen und der vor der Standesorganisation der Ärzte als «Scharlatan» angeklagt wurde, würdigte Montagniers «Originalität» und «Unabhängigkeit». Über die Todesursache ist nichts bekannt. Die Verschwörungstheorien blühen. Zu Lebzeiten war der einstige Star des Institut Pasteur zum negativen Mythos der französischen Wissenschaft und Aufklärung geworden. Die Corona-Leugner sind dabei, ihn auch noch zu ihrem Märtyrer zu verklären: «Die Ungeimpften», hat er in Mailand prophezeit, «werden die Menschheit retten.»

Jürg Altwegg

Im Jahr 1971 hatte ich Alexander Baumann in einem Klub in Kreuzlingen kennengelernt, anschliessend jedoch aus den Augen verloren. Wie das Leben so spielt, begegneten wir uns wieder, 1995 in der Kommission für Rechtsfragen des Nationalrats, wo er die SVP vertrat. Wir waren die beiden Rechten in diesem Gremium, und als frei Sinniger (das ist eine Haltung und hat nichts mit Parteimitgliedschaft zu tun) war auch Alexander Baumann stets für mehr Freiheit und weniger Staat, wie bereits in jungen Jahren im rechten Studentenring an der Universität Zürich. Die Kommission für Rechtsfragen war linkslastig, von keiner Kommission wurden die Beschlüsse durch das Plenum des Nationalrats so oft geändert.

Er war keiner jener Sorte Politiker/-innen, die sich gedeckt im Hintergrund hielten und sich mit der Begründung durchhalten, sie könnten viel mehr beeinflussen, wenn ihre Position nicht bekannt sei, und sich erst outeten, nachdem andere den Polit-Müll abgeführt hatten. Mit Sir Alec, wie ich ihn im kleinen Kreise nannte, hatte ich politisch viel gemeinsam und einen exzellenten *vibe*. Vorweg: Es war nicht seine Motorisierung. Wir haben uns nie über Autos unterhalten, was erstaunlich anmuten mag, aber der Wahrheit entspricht. Er gehörte auch zu den sehr gut angezogenen Ratsmitgliedern und konnte mit dem damals einreissenden Clochard-Look nichts anfangen. Nach meinem Ausscheiden aus dem Nationalrat 1999 blieb die freundschaftliche Beziehung via SVP erhalten. Es lag nahe, ihn nach einem aufwändigen Stiftungsprozess in den Stiftungsrat zu berufen und das gegen den Widerstand der Bundesverwaltung durchzusetzen. Es bleibt die Erinnerung an einen politisch standfesten Alliierten und Freund. *Nemini parctetur!*

Michael E. Dreher



Standfest: SVP-Politiker Baumann.

Schulen verkaufen den Klassenzugang

Die Stiftung Pusch bietet Unterricht an, der die Schüler auf die offizielle Klimapolitik einstimmt.



Kann man Einfluss auf die öffentliche Schule und die Schüler kaufen? Was für ein Gedanke – das wäre ja ein Zerfall von Sitte und Ordnung, wenn gewisse Interessengruppen sich bei Schulleitungen oder Lehrern einfach für Geld oder Gefälligkeiten Einfluss besorgen könnten. Wenn man durch Bezahlung erreichen könnte, dass den Schülern bestimmte Lerninhalte vorgelegt oder eingetrichtert werden. Es ist in der Realität möglich. Die Non-Profit-Organisation Pusch (Stiftung Praktischer Umweltschutz Schweiz) mit Sitz in Zürich ist in diesem Geschäft erfolgreich unterwegs.

Das Geschäftsmodell: Schulen erhalten den Pusch-Unterricht gratis, dafür kommt die Organisation in Kontakt mit den Schülern. Das heisst, um etwa die Themen «Abfall und Konsum», «Energie und Klima» sowie «Wasser» zu behandeln, kommen Pusch-Experten je für zwei bis drei Lektionen ins Schulzimmer, unterrichten die Jugendlichen und bieten ausgeklügeltes Unterrichtsmaterial an. Aus Schulsicht ein super Angebot: keine Kosten für die Schule, keine Vorbereitungszeit für die Lehrer, Abwechslung für die Schüler. Anders gesagt: Pusch offeriert den Lehrern Freizeit und den Schülern Spass, um die Klassen quasi in Behandlung nehmen zu können.

Pusch versteht sich als Bildungs- und Erziehungsorganisation, auch für Kampagnen. Sie unterstützt laut ihren eigenen Worten Gemeinden, Schulen und Unternehmen «mit praxisnahem Wissen und konkreten Handlungshilfen bei der Lösung von Umweltaufgaben». Im Angebot sind Weiterbildungskurse, Tagungen, zudem «Hilfsmittel für

die Öffentlichkeitsarbeit, Publikationen und Umweltunterricht». Im schulisch eher flauen Jahr 2020 haben laut Jahresbericht trotz Corona-bedingter Schulschliessungen gut 2100 Lehrpersonen «mit ihrer Klasse den Umweltunterricht durch Pusch-Umweltlehrpersonen genutzt und damit über 40 000 Schülerinnen und Schüler zum Handeln motiviert». Auch in 160 000 Einsatztagen für Umwelt- und Naturschutz dank 29 fünftägiger Zivildienstkurse.

Welche Botschaften will Pusch verbreiten? Mit Blick auf Gemeinden etwa heisst es, die Schweiz solle laut Bundesratsentscheid bis 2050 klimaneutral sein, also in dreissig Jahren. «Für die Mobilität bringt das Netto-null-Ziel grosse Herausforderungen mit sich. Um sie zu meistern und die CO₂-Emissionen nicht nur zu reduzieren, sondern tatsächlich auf null zu senken, sind einschneidende Veränderungen nötig.» Erdöl und Erdgas hätten für die Versorgung mit Raumwärme in einem solchen Zukunftsszenario keinen Platz mehr. Zur Erinnerung: «Netto null 2050» hat der Bundesrat eigenmächtig beschlossen, demokratisch nicht abgestützt.

Wer bezahlt Pusch? Die 5,6 Millionen Franken Erträge von 2020 stammen zu 25 Prozent vom Bund, zu 22 Prozent von Kantonen, Gemeinden und Städten sowie zu 17 Prozent von Verbänden und NGO. Der Staat im direkten Sinn zahlt also fast die Hälfte. Alles in allem bilden Energie- und Entsorgungunternehmen, Gemeinden, Städte, Zweckverbände, Interessenorganisationen, das Bundesamt für Energie, kantonale Stellen, die Bundesämter für Umwelt, für Energie, für Gesund-

heit, für Raumentwicklung und das Staatssekretariat für Wirtschaft ein hoheitliches Netz, in dessen Auftrag Pusch die offiziellen klimapolitischen Argumente in Schulklassen bringt. Die Geldgeber erhalten erstens Zustimmung zur offiziellen Klimapolitik, zweitens mehr Klimaaktivismus, der die Nachfrage nach Klimaregulierung erhöht und dem Wachstum der Umweltverwaltung förderlich ist.

Mercedes zu Tesla

Elon Musk, Chef und Grossaktionär des Tesla-Konzerns, hat kürzlich Anspielungen gemacht auf eine mögliche Übernahme deutscher Autohersteller. Sofort war das Publikum elektrisiert. Wen könnte Musk im Visier haben? BMW? Hat zu starken Familienaktionär. VW? Zu viel Staats-einfluss. Mercedes-Benz? Könnte klappen. Es ist eine enorme Spannung: Tesla machte 2021 rund 54 Milliarden Dollar Umsatz mit gut 70 000 Mitarbeitern. Daimler-Benz machte etwa dreimal so viel Umsatz und hat viermal so viele Mitarbeiter. An der Börse dagegen kommt Mercedes mit einer Marktkapitalisierung von 110 Milliarden Euro nur etwa auf einen Achtel des Wertes von Tesla mit seiner Marktkapitalisierung von 920 Milliarden Dollar.

Man müsste also einen Achtel des Tesla-Wertes einsetzen, um den Riesen zu kaufen, der deutsche Ingenieurskunst und Luxus vereint. Warum jetzt? Wenn man annimmt, dass im Tesla-Aktienkurs einiges an Hoffnung und Fantasie steckt, das sich vielleicht nicht realisieren wird, und Tesla deshalb überbewertet ist, müsste Musk sofort zugreifen. Bildlich: Plastik gegen Edelmetall.

KLAUS VON DOHNANYI



«Wir unterschätzen die Bedeutung von Geschichte für die Gegenwart»: Zeitdiagnostiker Dohnanyi.

«Europa kann ein Vorbild für die Welt sein, aber wir wären ein noch besseres Vorbild, wenn wir unser Selbstbewusstsein offener zeigen würden.»

«Wenn es die Amerikaner wollen, können sie uns durch ihre Sanktionspolitik von der Pipeline abschneiden. Daran habe ich keinen Zweifel.»

«Warum sollten die Russen nicht ihrerseits einmal amerikanische Panzer in der Nähe ihrer Grenze als Bedrohung sehen?»

«Europa macht's besser»

Deutschland und seine Nachbarn sollten sich aus den Konflikten der Grossmächte heraushalten und zur Schweiz der Welt werden, sagt SPD-Doyen Klaus von Dohnanyi. Den Nationalstaat sieht er als Garanten für die Demokratie.

Erik Ebnetter und Roger Köppel

Weltwoche: Herr von Dohnanyi, Ihr neues Buch heisst «Nationale Interessen». Beginnen wir mit dem Begriff: Was sind nationale Interessen? Wer definiert sie?

Klaus von Dohnanyi: Jeder souveräne Staat hat nationale Interessen. Sie ergeben sich aus der politischen Lage. In einer Demokratie formulieren Parlament, Regierung und Gerichte diese Interessen. So ist Frankreich für die Atomenergie, während Deutschland dagegen ist. Das führte in der EU zu einem Konflikt um die sogenannte Taxonomie, also um die Frage, ob Investitionen in Atomenergie als nachhaltig gelten dürfen. Beide Staaten versuchten, ihr nationales Interesse durchzusetzen. Am Ende hat Frankreich gewonnen.

Weltwoche: Nach dem Zweiten Weltkrieg entsorgten die Deutschen ihre nationalen Symbole auf der Sondermülldeponie. Noch heute klingt ein Begriff wie «nationale Interessen» für viele Deutsche toxisch. Weshalb schreiben gerade Sie, der ...

Dohnanyi: Na ja, wir haben diese Symbole schon durch die Hitler-Diktatur «entsorgt». Die deutschen Gräueltaten im Zweiten Weltkrieg und der Holocaust haben uns jeden Stolz auf unsere lange Geschichte nahezu unmöglich gemacht. Aber der Nationalstaat blieb doch die grösstmögliche politische Einheit für eine deutsche Demokratie. Ein Staat muss, um demokratisch zu sein, eine politische Gemeinschaft verkörpern können.

Weltwoche: Worauf wir hinauswollten: Die Nazis, diese Hypernationalisten des 20. Jahrhunderts, ermordeten Ihren Vater und Ihren Onkel. Dass gerade Sie nun eine Rückbesinnung auf das Nationale fordern, ist doch erstaunlich.

Dohnanyi: Ich unterscheide zwischen Nationalismus und Nationalbewusstsein. Ich bin ein Gegner jedes Nationalismus. Wir Deutschen haben doch keinen Auftrag, die Welt am deutschen Wesen genesen zu lassen. Aber wir haben Interessen – siehe Atomenergie. Die Verantwortung liegt beim Nationalstaat. Ein europäisches Parlament aus 27 Staaten mit 24 Sprachen und einer Präsidentin aus Malta an der

Spitze kann nicht über Deutschlands Schicksal entscheiden. Das kann kein Demokrat wollen.

Weltwoche: Ist die EU nicht eine Art Vaterlandsersatz für die Deutschen?

Dohnanyi: Die EU kann kein Ersatz für den deutschen Nationalstaat sein, auch wenn sich das manche Intellektuelle wünschen. Die Vereinigten Staaten von Europa, also ein Bundesstaat nach amerikanischem Vorbild, ist angesichts der Vielzahl europäischer Nationalstaaten, Kulturen und Sprachen eine Illusion. Doch Europa ist eine Aufgabe für Deutschland.

Weltwoche: Warum bringen Sie gerade jetzt ein Buch zu dem Thema? Warum sollte man sich heute, im Februar 2022, mit der Frage von nationalen Interessen befassen?

Dohnanyi: Weil sich in einer Welt des Umbruchs grundsätzlich neue Fragen stellen. Amerikanische Interessen in Europa sind heute oft andere als deutsche und europäische. Bei

«Die USA wollen bestimmen, wie die souveräne Nation Deutschland ihre Energieversorgung sichert.»

aller Freundschaft zu den Amerikanern gibt es zunehmend auch gegenläufige Interessen. Im Ukraine-Konflikt sieht man das gut: Für die Amerikaner geht es dabei um geopolitische Strategie, um Macht und Einfluss im Wettstreit der Weltmächte. Für uns geht es um Fragen des Zusammenlebens, um Krieg und Frieden in unserer Nachbarschaft.

Weltwoche: Präsident Biden hat angekündigt, die Gaspipeline Nord Stream 2 von Russland nach Deutschland zu unterbrechen, sollte Russland in die Ukraine einmarschieren.

Dohnanyi: Das ist ungeheuerlich! Die USA wollen bestimmen, wie die souveräne Nation Deutschland ihre Energieversorgung sichert. Verstehen Sie mich richtig: Ich mag keinen Antiamerikanismus. Die Amerikaner haben Deutschland von den Nazis befreit. Nur haben die Amerikaner eben andere Interessen als die Deutschen und die Europäer. Wir brauchen keine Politik gegen die USA, sondern eine Poli-

tik für Deutschland und Europa. Unser Interesse ist Frieden und Zusammenarbeit mit dem engen Nachbarn Russland.

Weltwoche: Hätte Deutschland eine Chance, einen amerikanischen Angriff auf Nord Stream 2 abzuwehren?

Dohnanyi: Wenn es die Amerikaner wollen, können sie uns durch ihre Sanktionspolitik von der Pipeline abschneiden. Daran habe ich keinen Zweifel.

Weltwoche: Warum?

Dohnanyi: Die Amerikaner beherrschen Europa und haben die Mittel dafür über lange Zeit aufgebaut. Das geht auch auf ihren Eintritt in den Ersten Weltkrieg zurück. Nach Ende des Kalten Krieges machten die USA auf Kosten Europas einen schwerwiegenden Fehler: Sie haben Russland mit ihrer Politik der Nato-Osterweiterung an die Seite Chinas gedrängt. Sie haben ein christliches, Europa-orientiertes Land nach Asien gewendet. Wenn Putin heute sagt, er dulde keinen weiteren Ausbau der Nato, hat er dafür die Rückendeckung von Präsident Xi.

Weltwoche: Was bedeutet das für Deutschland?

Dohnanyi: Helmut Schmidt schrieb schon 1961 zur amerikanischen Verteidigungspolitik: «Wir sind nicht daran interessiert, am Ende eines Krieges als zerstörte Nation wieder befreit zu werden.» Das gilt unverändert. Wir haben kein Interesse daran, in einen europäischen Krieg der Grossmächte hineingezogen zu werden. Wir haben ein Interesse daran, Deutschland unversehrt zu halten. Ich leitete einst eine Nato-Übung und weiss: Ein territorialer Krieg in Europa würde mit der Zerstörung Deutschlands enden.

Weltwoche: Was kann Deutschland in dieser Situation tun?

Dohnanyi: Wir müssen mutig zwischen West und Ost vermitteln. Wir müssen versuchen, uns mit Washington abzustimmen, aber die USA dürfen uns dabei nicht aufhalten.

Weltwoche: Auch wenn Russland am Ende einen souveränen Staat wie die Ukraine besetzen würde?



«Ein territorialer Krieg in Europa würde mit der Zerstörung Deutschlands enden»: mit Helmut Schmidt, 1982.

Dohnanyi: Dann werden wir um sehr harte Sanktionen nicht herumkommen.

Weltwoche: Deutschland gehört zum Westen, einerseits kulturell, aber auch politisch, als liberale Demokratie und Nato-Mitglied.

Dohnanyi: Das stimmt. Trotzdem hat Europa andere Sicherheitsinteressen als die 6000 Kilometer entfernten USA. Die USA haben seit ihrem Bürgerkrieg, seit über 150 Jahren, auf ihrem Boden keinen Krieg erlebt. Wir Europäer haben andere Erfahrungen.

Weltwoche: Was heisst das? Sie sagten, die Vereinigten Staaten von Europa seien eine Illusion. Sollte Deutschland stattdessen versuchen, eine Art europäischer Nato aufzubauen?

Dohnanyi: Europas Sicherheitsstrategie kann nie wieder in erster Linie militärisch sein. Das zeigt sich schon heute im Ukraine-Konflikt. Spanien und Portugal zweifeln offenbar, ob sie Truppen zur Verteidigung der ukrainischen Ostgrenze entsenden würden. Europa könnte die Ukraine militärisch nicht verteidigen. Also müssen wir uns mit Putin

an einen Tisch setzen und nach einer Lösung ohne Krieg suchen.

Weltwoche: Die Falken im Weissen Haus würden einwenden, mit Leuten wie Putin lasse sich nicht verhandeln.

Dohnanyi: Kein Fussballtrainer würde gewinnen, wenn er nicht zunächst die Spielweise seines Gegners lesen und verstehen würde. So

«Kein Fussballtrainer würde gewinnen, wenn er nicht die Spielweise seines Gegners verstehen würde.»

ist das auch in der Politik. Nur zu sagen: «Die sind gefährlich, mit denen reden wir nicht» – das halte ich für falsch und aus europäischer Sicht für höchst problematisch.

Weltwoche: Versuchen wir, Putin zu verstehen. Die NZZ nennt seine Befürchtung eines Nato-Beitritts der Ukraine eine «Propaganda-Fiktion», ein «Schauermärchen». Russland habe keinen Grund, sich durch den Westen bedroht zu fühlen. Wie sehen Sie das?

Dohnanyi: Sicherheit ist immer auch ein Gefühl. Jetzt empfinden wir russische Truppen an der ukrainischen Ostgrenze als Bedrohung. Warum sollten die Russen nicht ihrerseits einmal amerikanische Panzer in der Nähe ihrer Grenze als Bedrohung sehen?

Weltwoche: Wie schätzen Sie China ein? Muss man sich vor China fürchten?

Dohnanyi: Für Henry Kissinger erinnern die Gefahren, die heute in Asien aufleuchten, an das Europa vor 1914. Damals gab es ein Attentat in Sarajevo, und innerhalb von sechs Wochen hatten wir einen Weltkrieg. Kann sich das wiederholen? Wenn es in Taiwan zu einem Angriff der Chinesen kommen sollte, könnte dann Europa in kürzester Zeit in diese Auseinandersetzung hineingezogen werden? China hat mit Russland ein Militärbündnis geschlossen.

Weltwoche: Sind wir Schlafwandler, wie der Historiker Christopher Clark mit Blick auf die Leute von 1914 schrieb? Unterschätzen wir die geopolitischen Gefahren? Braucht es einen Elder Statesman wie Klaus von Dohnanyi, um uns aufzuwecken? >>>



«Der Klügste von allen»: Charles de Gaulle, 1943.



Lehre aus der Nazizeit: SPD-Politiker Dohnanyi, 1979.

Dohnanyi: Ob meine alte Stimme stark genug ist, junge Leute zu wecken, bezweifle ich. Aber ja, ich verstehe mein Buch schon als eine Art Weckruf. Und das Bild des Schlafwandlers passt. Viele sagen, der gegenwärtige geopolitische Umbruch werde schon gut ausgehen. Aber er muss nicht gut ausgehen. Schlafwandler bewegen sich angeblich mit sprichwörtlicher Sicherheit, aber manchmal stürzen sie auch ab.

Weltwoche: Der Untertitel Ihres Buches lautet: «Orientierung für deutsche und europäische Politik in Zeiten globaler Umbrüche». Sie haben das Ende des Zweiten Weltkriegs und das Ende des Kalten Kriegs erlebt. Stehen wir vor einer solchen Zeitenwende?

Dohnanyi: Dass wir einen geopolitischen Umbruch erleben, ist unbestreitbar. Ich habe vor kurzem nachgelesen, was John Maynard Keynes 1919 in seinem berühmten Buch «The Economic Consequences of the Peace» zu einer solchen Lage schrieb. Ich zitiere frei: «Die grossen Veränderungen in der Welt treten meist dadurch auf, dass es grosse ökonomische Verwerfungen in der Welt gibt.» China war vor dreissig Jahren eine unerhebliche Volkswirtschaft. Bald wird es die grösste Volkswirtschaft der Welt sein. Das sind gewaltige ökonomische Verwerfungen.

Weltwoche: Wie sieht die Zukunft der EU aus?

Dohnanyi: Wenn wir es richtig machen: gut.

Weltwoche: Was heisst das konkret? Einen europäischen Bundesstaat, wie er der neuen

deutschen Regierung vorschwebt, lehnen Sie ja ab.

Dohnanyi: Ich wünsche mir einen europäischen Staatenbund, eine EU mit immer engerer Beziehung zwischen ihren Mitgliedern in wichtigen Projekten. Man kann diese Projekte auch vergemeinschaften und vielleicht dort nur noch mit Mehrheitsentscheiden statt mit

«Wir haben Kultur, Wissenschaft und eine exzellente Wirtschaft. Wir sind klein, aber reich.»

Einstimmigkeit führen. Aber ein europäischer Bundesstaat und eine generelle Einstimmigkeitsregel geht nicht. Ein Parlament aus heute 27 Staaten, wo 24 Sprachen gesprochen werden, kann keine finale Verantwortung für das Schicksal einzelner Nationen Europas übernehmen.

Weltwoche: Warum warnen Sie eigentlich erst jetzt vor einem europäischen Bundesstaat? Die Bestrebungen dazu gibt es doch schon lange.

Dohnanyi: Ich bin Deutscher und Europäer und für ein einiges Europa. Aber Europa kann zukünftig nicht als militärische Macht bestehen. Also sollte Europa eine Art Schweiz der Welt werden und Neutralität als Schutz seiner Interessen nutzen. Das sage ich schon lange. Wir haben gegenüber Asien, Afrika, Nord- und Südamerika aus Gründen der Bevölkerungszahl nur noch ein kleineres Gewicht. Was wir

haben, ist Kultur, Wissenschaft und eine exzellente Wirtschaft. Wir sind klein, aber reich, so wie die Schweiz. Ich machte einmal den ketzerischen Vorschlag, die Vereinten Nationen von New York nach Berlin oder Paris zu verlegen, so wie früher der Völkerbund seinen Sitz in der Schweiz hatte.

Weltwoche: Eine hervorragende Idee.

Dohnanyi: Europa kann in dem grossen Konflikt der Weltmächte militärisch nicht mehr bestehen. Die Schweiz hatte im Weltkrieg zwar ihre Panzersperren, aber jeder wusste, dass Adolf Hitler diese Sperren schnell überwunden hätte. Neutralität schützte die Schweiz. Auch wir Europäer müssen heute Wege finden, uns aus den grossen Konflikten der Welt herauszuhalten. Neutralität wäre eine Lösung. Das ist meine tiefe Überzeugung. Aber ich werde das nicht erleben, selbst wenn ich 150 Jahre alt würde.

Weltwoche: Warum so pessimistisch? Dass ein hochanerkannter Sozialdemokrat wie Sie jetzt ein solches Buch vorlegt, lässt sich doch als Zeitenwende der praktischen Vernunft verstehen. Wir erleben die längst fällige Rückkehr der Realpolitik.

Dohnanyi: Ich bin pessimistisch, weil ich in Europa keinen so starken Staatsmann sehe, der eine solche Politik umsetzen könnte. Wenn Sie mir helfen, den alten de Gaulle als Fünfzigjährigen wiederzuerwecken, wäre ich hoffnungsvoller. Er war der Klügste von allen: historisch und militärisch gebildet, unabhängig, mutig, verlässlich.

Weltwoche: Was ist mit Kanzler Scholz, Ihrem Parteifreund und Nachfolger als Bürgermeister in Hamburg?

Dohnanyi: Ich schätze ihn sehr, aber er ist noch nicht die europäische Figur, um aus einer Vielzahl von europäischen Konsensmaximieren auszuscheiden und neu anzusetzen. Zu sagen: «Das machen wir jetzt mit

«Was halten Sie von Viktor Orbán?» – «Ich halte es für falsch, ihn so abzukanzeln.»

Frankreich und vielleicht jedem anderen Mitgliedsstaat der EU, der diesen Weg mit uns gehen will, egal, was der Rest dazu sagt» – das ist schwer. Wir müssen Europas Interessen auch gegenüber den USA vertreten. Es ist kein Zeichen europäischer Würde, wenn Präsident Biden einen Europäer nach dem anderen vorlädt und dann prüft, ob dieser auch «zuverlässig» genug sei. Wenn ich das so im Fernsehen beobachte, dann möchte ich manchmal zurückfragen: «Herr Präsident, sind Sie denn für Europa zuverlässig genug? Berücksichtigen Sie denn Europas Interessen zuverlässig? Oder sind Sie zu abhängig von innenpolitischem Druck?» Manchmal finde

ich dieses «Vasallen-Verhältnis» von Europa zu den USA, wie es die Franzosen nennen, beschämend.

Weltwoche: Könnte Macron diese Rolle eines selbstbewussten Europa verkörpern? Er ist jung und schaffte es ohne Hausmacht zum französischen Präsidenten.

Dohnanyi: Er ist zumindest ein Hoffnungsträger.

Weltwoche: Was ist mit Boris Johnson? Ist er der neue Churchill?

Dohnanyi: Nein.

Weltwoche: Was ist von den Briten ausserhalb der EU zu erwarten?

Dohnanyi: Sie werden dieselbe Politik machen, die sie immer gemacht haben, nämlich Balance of Power. Sie werden einmal mit den Polen arbeiten und einmal mit den Portugiesen. Sie werden nicht solidarisch mit der EU sein, wie man das beim U-Boot-Geschäft mit den Australiern gesehen hat.

Weltwoche: Im Osten gibt es interessante Leute. Was halten Sie von Viktor Orbán?

Dohnanyi: Ich halte es für falsch, ihn so abzukanzeln, wie das viele Leute bei uns tun. Ungarn ist immer noch eine Demokratie und ein Rechtsstaat.

Weltwoche: Sie sind ungarischer Abstammung, richtig?

Dohnanyi: Ja, ich bin halber Ungar, ein Deutscher mit Migrationshintergrund. Mein Grossvater und meine Grossmutter sprachen Deutsch mit ungarischem Akzent. Mein Grossvater verliess Deutschland wieder und ging nach Budapest zurück, aber meine Grossmutter blieb mit meinem Vater und seiner Schwester in Berlin. Meine Grossmutter war eine hervorragende Pianistin, und ich erinnere mich, wie ich nachts einschlief, während sie unten auf dem Klavier ihren Chopin, ihren Schumann und all die schönen Romantiker spielte. Ich fühle mich dem zivilisierten Balkan verbunden.

Weltwoche: Andere schreiben in Ihrem Alter die Memoiren, Sie begeben sich nochmals in die Schützengräben der Gegenwartspolitik. Warum tun Sie sich das eigentlich an?

Dohnanyi: Wenn man etwas als falsch erachtet, sollte man versuchen, dagegen anzugehen. Viele warnten mich: «Wenn du von nationalen Interessen redest, wirst du in Deutschland grosse Probleme bekommen.» Ich sagte: «Es mag Probleme geben, aber es ist notwendig, davon zu reden, und wenn es notwendig ist, muss man es tun.» Das ist eine Lehre aus der Nazizeit.

Weltwoche: Ihr Onkel war der berühmte Theologe Dietrich Bonhoeffer, eine Persönlichkeit des deutschen Widerstands in der Nazi-

be inspired

Davidoff
CIGARETTES

NEW



DISCOVER
REACH

GET YOUR FREE PACK NOW*



THE PREMIUM
CAPSULE CIGARETTES,
MODERN AND INNOVATIVE
IN EVERY WAY

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
 - Firm-touch filter
 - Reduced smoke smell

*Allgemeine Bedingungen auf davidoff-cigarettes.ch Conditions générales sur davidoff-cigarettes.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

Zeit. Welchen Einfluss hatte er auf Sie? Welche Rolle spielt Gott in Ihrem Leben, Herr von Dohnanyi?

Dohnanyi: Mein Onkel sagte einen Satz, der Ihnen wahrscheinlich nicht geläufig ist, den ich aber für seinen zentralen Satz halte, etwa so: «Wir brauchen ein religionsfreies Christentum.» Also ein Christentum, das nicht dogmatisch gebunden ist, sondern in der Nachfolge Jesu steht. Ein solches Christentum fordert den Einzelnen auf, ein Leben zu leben, das als Vorbild für ein friedliches Miteinander dienen kann. Das war Bonhoeffers tiefste Botschaft.

Weltwoche: Wie haben Sie es geschafft, in Deutschland weiterzuleben, trotz der nationalen Schande des Holocausts, trotz der Morde an Ihrem Vater und Ihrem Onkel? Wie haben Sie es geschafft, an diesem Land nicht zu verzweifeln?

Dohnanyi: Wenn man aktiv lebt, kann man doch nicht an der Vergangenheit verzweifeln. Wir haben aus Deutschland in den Jahren, in denen ich mitwirkte, etwas gemacht, das sich sehen lassen kann, wie man so schön sagt. Wie Sie vielleicht wissen, verbindet mich mit

«Es gibt in der AfD wirkliche Nazis. Darum kann ein Demokrat mit dieser Partei nichts anfangen.»

Angela Merkel eine Freundschaft. Ich fand, dass sie Deutschland erfolgreich vertreten hat: mit Bescheidenheit, Sachverstand, Klugheit und moralischer Substanz. Die Art, wie sie Deutschland verkörperte, gibt mir Hoffnung.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die Stimmung in Deutschland nach dem Ende von Merks Kanzlerschaft?

Dohnanyi: Das ist für mich schwer zu sagen, weil ich mich in der Pandemie praktisch eingeschlossen habe. Ich weiss nur, dass ich viele zustimmende Reaktionen auf mein Buch und meine Interviews erhalte. In den Zeitungen liest man viel antirussische Polemik. Aber die Mehrheit der Bevölkerung denkt in dieser Sache ähnlich wie ich, davon bin ich mehr denn je überzeugt.

Weltwoche: Aus Schweizer Perspektive hat man manchmal den Eindruck, die Deutschen redeten aneinander vorbei. Verstehen die Westdeutschen die Ostdeutschen nicht und umgekehrt?

Dohnanyi: Das ist mir zu vereinfacht formuliert. Was es gibt, sind gewisse Unterschiede der Erfahrungen. Warum gewann die AfD in Sachsen sogar einige Direktmandate für den Bundestag? Viele verloren nach der Wende ihre Lebensstellung und ihre Arbeit und gaben ihren Groll an die Söhne und Enkel weiter.



«Wie Europa vor 1914»: Henry Kissinger.

Dann können Sie sich doch nicht wundern, wenn auch nachwachsende Generationen das Gefühl haben, die Leute im Osten seien schlecht behandelt worden. Darüber muss man reden.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die AfD?

Dohnanyi: Ich halte sie für gefährlich, weil sie es nicht schafft, die nationalistischen Radikalen in ihren Reihen auszuschliessen. Es gibt in der AfD wirkliche Nazis, die sich nicht scheuen, hinter dem Vorhang die Hand zum Nazigruss zu heben. Darum kann ein Demokrat mit dieser Partei nichts anfangen.

Weltwoche: Kann sich so etwas wie der Nationalsozialismus jederzeit in der Welt wiederholen?

Dohnanyi: Nicht bei uns! Aber dass autoritäre Entwicklungen in der Welt erkennbar sind, ist unbestreitbar. Nur müssen wir verstehen, dass wir auch mit Vertretern autoritärer Regierungen auf Augenhöhe und eventuell mit harter Kante diskutieren müssen.

Weltwoche: Was gilt es dabei besonders zu beachten?

Dohnanyi: Was ich sehe, ist eine Gefahr des aggressiven Zusammenbruchs. Die Kunst, Aussenseiter zuzulassen und mit ihnen zu kooperieren, weil sie Neues und Wichtiges zu sagen haben – diese Kunst beherrschen Diktaturen kaum. Wenn man den Mainstream zu sehr betont, wie das China zurzeit tut, ist die weitere Entwicklung gefährdet. Das kann zum inneren Verdorren, zum Zusammenbruch führen. Und wenn etwas zusammenbricht, wird es meistens aggressiv. Darum müssen wir so aufpassen, nicht in einen grossen Krieg hineingezogen zu werden.

Weltwoche: Sie lesen viel Geschichte, richtig?

Dohnanyi: Ja, ich lese viel Geschichte, weil ich überzeugt bin, dass die Geschichte ein mächtiger Faktor in der Gegenwart ist. Das gilt ja auch für die Schweiz. Wenn in der Schweiz die Schlacht am Morgarten im Jahre 1315 er-

wähnt wird, recken doch die Leute noch immer ihren Rücken, oder nicht?

Weltwoche: Ja, wir sind dann sofort in Achtungstellung...

Dohnanyi: Wir unterschätzen die Bedeutung von Geschichte für die Gegenwart. Macron führte Trump an den Sarg von Napoleon, weil Napoleon für Frankreich immer noch eine grosse nationale Erinnerung ist, auch wenn er für das Land und den Kontinent kein Segen war. Zum Beispiel entwickelte Deutschland seinen Nationalismus in erster Linie als Antwort auf Napoleon.

Weltwoche: Angenommen, Sie müssten eine grosse Rede über Deutschland und ein aufgeklärtes deutsches Nationalbewusstsein halten: Was wären Ihre Eckpunkte? Welche Geschichte würden Sie erzählen? Worauf können die Deutschen stolz sein?

Dohnanyi: Die Kultur spielt sicher eine grosse Rolle, aber das gilt ja für alle Länder. Den Italienern verdankt Europa vermutlich die Hälfte seiner gesamten Kultur. Wichtig scheint mir: Die Deutschen sind durch den Holocaust einerseits abgeschnitten von der Geschichte, andererseits reicht unsere Geschichte weit hinter den Holocaust zurück. Aus dem deutschsprachigen Raum stammt die bedeutendste Musikkultur der Welt. Wir hatten eine Tradition der Kaiserwahl, die Tradition des Föderalismus, wir hatten mit Bismarck einen grossen Sozialgesetzgeber. Natürlich hat Deutschland Europa auch bereichert.

Weltwoche: Ist Europa – nicht die EU – heute im Niedergang? Oder sehen Sie für Europa eine positive Zukunft?

Dohnanyi: Europa ist eine wahre Hoffnung der Welt. Wir sind erstens in der Lage, aus vielen Nationen, die untereinander blutige Kriege führten, eine kooperative Gemeinschaft zu schaffen. Wir sind zweitens besser als alle andern aufgestellt, die Zukunft der Menschheit mittels Diplomatie, wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung zu gestalten. Wir sind drittens auf dem richtigen Weg, eine CO₂-freie Energiewirtschaft einzuführen, ohne an Wettbewerbsfähigkeit einzubüssen. Europa kann ein Vorbild für die Welt sein, aber wir wären ein noch besseres Vorbild, wenn wir unser Selbstbewusstsein offener zeigen würden. Die Botschaft müsste lauten: Wir machen es friedlicher und damit besser als die USA. Das will ich mit meinem Buch unterstreichen.

Klaus von Dohnanyi: Nationale Interessen. Orientierung für deutsche und europäische Politik in Zeiten globaler Umbrüche. Siedler. 240 S., Fr. 34.90

LITERATUR UND KUNST

Frida Kahlo in Zürich,
Leonardo da Vinci in Berlin:
Immersive Kunstspektakel
sind ein Renner.
Manuel Brug, Seite 64

Herausgegeben von Daniel Weber



Vielleicht haben wir uns geirrt.

Wilhelm Sauter, Serre (Somme), 1916 – Krieg, das war lange etwas, das einst war oder fernab des eigenen Ereignishorizonts sein Unwesen trieb. Die Erinnerung an Krieg, das waren vielmehr noch Spielfilme als die Bilder aus dem Kosovo vor dreissig Jahren, von dem letzten grossen Gemetzel auf europäischem Boden.

Wir wiegten uns in Sicherheit, so weit weg schienen Syrien, der Sudan, der Jemen oder Tigray, und auch die Krim war nicht so nahe, dass die Gewehre und Kanonen dort uns unsere Sorglosigkeit unter dem Hintern hätten wegschiessen können. Wir dachten, dass all das, was wir aus dem Leid und dem Schmerz und dem Blut aus dem letzten Weltkrieg gelernt haben,

für einen fast ewigwährenden europäischen Frieden reichen werde und Krieg etwas sei, das hin und wieder am Fernsehen kommt wie aus einer anderen Welt.

Vielleicht haben wir uns geirrt, die Festigkeit des Friedens über- und den Krieg als gewalttätiges Mittel geopolitischer Interessen unterschätzt. Womöglich dachten wir, unsere Zivilisation sei eine, die keine Schlachtfelder mehr hervorbringen werde und nie mehr jene Bilder, die einst Kriegsmaler festhielten.

Der Deutsche Wilhelm Sauter (1896–1948) war einer der letzten europäischen Kriegsmaler. Ein durchschnittlich talentierter Maler, dessen Kriegsbilder gross rauskamen. Hitler zählte zu

seinen Sammlern, und Sauter selbst gehörte zu jenen Künstlernamen, die auf Goebbels' «Gottbegnadeten-Liste» aufgeführt waren und unter besonderem Schutz standen, weil sie für Propagandazwecke und die allgemeine Heroisierung der Soldaten benutzt werden konnten.

Krieg, so scheint es, ist etwas Unausrottbares, das die Zeiten überdauert, und es kommt einem gelegentlich vor, als ob wir das Fundament unserer Zivilisation auf einstigen Schlachtfeldern ausgegossen und gedacht hätten, dass der Betonguss unserer Werte und Erinnerungen nie Risse bekommen und die alten, übertünchten und blutrünstigen Schichten wieder freilegen könnte. *Michael Bahnerth*

Auch Götter sind nur Menschen

Mit seinen frischen und amüsanten Nacherzählungen holt Stephen Fry die griechischen Mythen in unsere Gegenwart.

Daniel Weber

Stephen Fry: Mythos. Aus dem Englischen von Matthias Frings. Aufbau TB. 448 S., Fr. 23.90

Stephen Fry: Helden. Aus dem Englischen von Matthias Frings. Aufbau. 461 S., Fr. 39.90

Stephen Fry: Troy. Penguin. 432 S., Fr. 38.90

Stephen Fry: Fry's Ties. Penguin. 256 S., Fr. 29.90

Stephen Fry ein Multitalent zu nennen, wäre masslos untertrieben. Der 1957 geborene Brite hat etwas Geniales, und er brilliert auf allen Feldern, auf denen er sich betätigt: als Schriftsteller, Komiker, Drehbuchautor, Schauspieler, Regisseur, Journalist und Fernsehmoderator.

Seine schillernde Laufbahn begann er als Schulversager: Aus zwei privaten Internaten flog er raus, die Matur an einer öffentlichen Schule bestand er nicht. Mit achtzehn kam er für drei Monate ins Gefängnis; er hatte einem Bekannten der Familie die Kreditkarte gestohlen und damit eingekauft. Dann holte er den Schulabschluss nach und bestand die Aufnahmeprüfung der Universität Cambridge so glänzend, dass ihm ein Stipendium zugesprochen wurde.

Im Studententheater von Cambridge begann seine Karriere als Schauspieler und Komiker. Dort lernte er auch den später mit der Serie «Dr. House» berühmt gewordenen Hugh Laurie kennen, mit dem er unter anderem die schräge BBC-Sketch-Serie «A Bit of Fry & Laurie» bestritt. Fry, der privat lange ein Londoner Taxi fuhr, moderierte Quizsendungen und die British Film Awards, spielte in unzähligen Filmen und Fernsehserien, schrieb weit über ein Dutzend Bücher, Drehbücher und Stücke. 2015 wurde ihm die Ehre zuteil, dass man einen Asteroiden nach ihm benannte: (5190) Fry.

Auch im Lockdown war er origineller als die meisten seiner Kollegen, die einfach dickere Romane geschrieben haben als gewöhnlich. Sein jüngstes Buch, «Fry's Ties», versammelt die Beiträge, die er im März 2020 auf Instagram zu veröffentlichen begann: Geschich-

ten über seine Krawatten, die er seit jungen Jahren gesammelt hat und an denen der exzentrische Gentleman auch in Zeiten der offenen Hemdkragen unbeirrbar festhält. «Eine gut gebundene Krawatte ist der erste seriöse Schritt im Leben», zitiert das Buchcover Oscar Wilde. Für Liebhaber des heute verpönten Kleidungsstücks ist das Buch eine Fundgrube: Es enthält eine Fülle von Wissenswertem zur Kulturgeschichte der Krawatte und stellt bekannte und weniger bekannte Hersteller vor.

«War Chaos eine Art schreckliches Durcheinander, das Zimmer eines Teenagers, nur viel schlimmer?»

Krawatten abholde Fry-Fans kommen auch auf ihre Kosten, mit witzigen Abschweifungen und Bonmots, für die der Autor bekannt ist.

Eine der Passionen des bekennenden Atheisten Fry, gegen den 2017 in Irland ein Strafverfahren wegen Blasphemie eingeleitet (und wieder eingestellt) wurde, sind die Mythen und Helden der Antike. Es ist eine Leidenschaft, die ihn seit seiner Kindheit begleitet, als ihm das Buch «Tales from Ancient Greece» in die Hände fiel. Warum sollte man unter all den unzähligen Nacherzählungen der griechischen Mythen und Heldensagen ausgerechnet

jene von Fry wählen? Weil es ihm spielend gelingt, die Begeisterung für diese Geschichten in den Lesern zu wecken, für die er sie in heutiger Umgangssprache neu erzählt, frisch, prall, klug und vor allem amüsant. Im Vorwort zum ersten Band seiner griechischen Trilogie, «Mythos. Was uns die Götter heute sagen» (2017), schreibt Fry: «Es gibt absolut nichts Akademisches oder Intellektuelles in der griechischen Mythologie; sie macht süchtig, ist unterhaltsam, zugänglich und erstaunlich menschlich.»

Und er bringt auf den Punkt, was ihn an diesen Mythen derart fasziniert: «Die Griechen krochen nicht vor ihren Göttern. Sie kannten deren eitles Bedürfnis, angefleht und verehrt zu werden, glaubten aber, ihnen ebenbürtig zu sein.» Darum schufen sie sich «Götter nach ihrem Ebenbild: kriegerisch und schöpferisch, weise und böse, liebevoll und eifersüchtig, zärtlich und brutal, leidenschaftlich und rachsüchtig zugleich.»

Blutrünstige Generationenkämpfe

«Mythos» setzt ein mit den Anfängen, der Geburt der Titanen und Götter und der Erschaffung der Menschen. Für die Griechen begann das Universum nicht wie für uns mit dem Urknall, sondern mit Chaos. «War Chaos ein Gott – ein göttliches Wesen – oder schlicht ein Zustand des Nichts?», fragt sich Fry. «Oder war Chaos, so wie wir das Wort heute benutzen, eine Art schreckliches Durcheinander, das Zimmer eines Teenagers, nur viel schlimmer?»

Aus dem Chaos entwickelt sich die erste Generation von Gottheiten, die verkörpert, was die Welt ausmacht: Licht und Tag, Dunkelheit und Nacht. Für die Erde steht Gaia, die in jungfräulicher Geburt zwei Söhne zur Welt bringt, Uranos, den Himmel, und Pontos, das Meer. Uranos zeugt mit Gaia zwölf Kinder, darunter Kronos, der seinen tyrannischen Vater kastriert und entmachtet. Um demselben Schicksal zu entgehen, frisst Kronos alle Kinder, die seine Schwester Rhea ihm gebärt. Aber er wird trotzdem gestürzt, vom einen Sohn, den Rhea vor ihm verstecken konnte: Zeus, der zum König der Götter wird.



Rauchzeichen



Spritzige Dialoge: Autor Fry.

Kurzweilig führt Fry durch diese blutrünstigen Generationenkämpfe, er ist ein eleganter und witziger Erzähler, der seine Pointen zu setzen versteht. Seine grösste Stärke sind die spritzigen Dialoge, mit denen er seine Nacherzählung so lebendig in unsere Gegenwart holt. Fry will die Mythen weder interpretieren noch erklären. Er will sie bloss erzählen – aber dies tut er so überzeugend, dass sich beim Lesen ganz beiläufig die psychologische Tiefe und die symbolische Kraft der Mythen entfalten.

Der Wahnsinn von Troja

Im zweiten Band der Trilogie, «Helden», stehen Sterbliche im Zentrum, «Männer und Frauen, die ihr Schicksal in die Hand nehmen und ihre menschlichen Fähigkeiten einsetzen, Mut, Ehrgeiz, Gerissenheit, Schnelligkeit und Kraft, um erstaunliche Taten zu vollbringen. [...] Das vom grossen Prometheus gestohlene göttliche Feuer

brennt in ihnen.» Wir erleben die Abenteuer von Perseus und Herakles, Orpheus und Jason – und werden gewahr, wie diese Helden unsere Populärkultur geprägt haben. Die souveräne Jägerin Atalante ist die Wonder Woman, der vom Schicksal auserwählte Theseus der Harry Potter der alten Griechen.

Wenn man die Heldensagen noch nicht kennt, ist das Buch eine vergnügliche Einführung. Aber man liest es genauso mit Gewinn, wenn man mit den Geschichten schon vertraut ist. Frys Stärke ist es, die Helden mit all ihren menschlichen Schwächen und Stärken zu zeigen, die sie in einem neuen Licht erscheinen lassen – zum Beispiel Herakles, der bei ihm mehr ist als ein etwas einfältiger Muskelprotz, nämlich fähig zu einer unkomplizierten Direktheit. Fry schwärmt von seinem «simplen und zugleich brillanten Plan», den Augiasstall auszumisten, indem er zwei Flüsse um-

und hindurchleitete. Und er schenkt ihm eine hübsche Pointe: Als er von Eurystheus als letzte Aufgabe erhält, ihm den monströsen, dreiköpfigen Höllenhund zu bringen, ruft Herakles: «Oh, Kerberos?» Und fügt an: «Geht in Ordnung. Freilaufend oder an der Leine?»

Der dritte Band von Frys Trilogie, «Troy», widmet sich dem Trojanischen Krieg (die deutsche Ausgabe ist für den Herbst 2022 geplant), der um 1300 vor Christus stattfand, als die Griechen zehn Jahre lang Troja belagerten. Homer hat die Geschichte 500 Jahre später in seiner «Ilias» erzählt. In den Grundzügen ist das Epos vielen bekannt: die Entführung der schönen Helena durch Paris, den trojanischen Königssohn; das verhängnisvolle Urteil des Paris, der Aphrodi-

Atalante ist die Wonder Woman, der auserwählte Theseus der Harry Potter der alten Griechen.

te zur schönsten Göttin erklärt, worauf Hera, die Gattin des Zeus, den Trojanern ewige Feindschaft schwört; die epischen Zweikämpfe der Helden Ajax, Hektor und Achilles; das hölzerne Pferd, mit dem der listige Odysseus den Griechen schliesslich zum Sieg verhilft.

Es ist eine Geschichte voller Grausamkeit und Schmerz, voller Rache und Verzweiflung, voller Gewalt und Reue. Und auch des Gegenteils. Fry sieht darin ein Spiegelbild unserer Zeit: Selbstsucht, Angst und Hass stehen Freundschaft, Freundschaft, Liebe und Weisheit gegenüber.

Bei Homer werden die Verhältnisse dadurch kompliziert, dass die Götter ständig auf beiden Seiten der Kriegsparteien eingreifen. Das kann man natürlich metaphorisch verstehen. Wenn Athene zu Achilles spricht: Hört er eine Göttin oder seine eigene innere Stimme? Die Schönheit bei Homer und der Mythen, sagt Fry, liege darin, dass immer beides gleichzeitig möglich sei.

Anstrengungslos schlängelt er sich durch den gewaltigen Stoff. «Our Greatest Story Retold» lautet der Untertitel des Buchs, für das die «Ilias» nur eine der Quellen war. Wie jeder gute Erzähler weiss Fry, wo er beschleunigen und wo er die Zeit dehnen oder einen Cliffhanger einbauen muss, um die Leser bei der Stange zu halten. Selbst wenn er in die verästelten Familienfehden eintaucht oder sich in verwirrlische Stammbäume vertieft, folgt man gern der Aufmunterung des Autors: «Stay with me». Das gilt auch für die vielen Fussnoten, die genauso unterhaltsam wie lehrreich sind.

Am Schluss blicken die Götter voller Entsetzen auf das Desaster nach zehn Jahren Krieg. Troja ist ausgelöscht. «Das war kein Krieg, das war Wahnsinn», sagt Zeus. Und meint schwer seufzend: «Ich wünschte, Prometheus hätte mich vor all den Jahren nicht überredet, die Menschen zu schaffen. Ich wusste, es war ein Fehler.»

Veganer im Schlachthof

Daniela Niederberger

Henry Mance: Mit Tieren leben. Warum wir das Verhältnis zwischen Mensch und Tier neu definieren müssen. Kein & Aber. 465 S., Fr. 35.–

Dieses Buch ist ein Spielverderber. Für all jene, die gerne Jogurt essen oder Raclette, denen ein Kotelett schmeckt oder Sushi. Auch für die, denen nur unter einer Daunendecke so richtig wohl ist. Und die mit ihren Kindern in den Zoo gehen. Und vielleicht auch für die, die ihr Haustier lieben.

Der britische Journalist Henry Mance fragt am Anfang seines Buchs, ob es für Tiere die beste Zeit sei, in der man leben könne. Ja, möglicherweise für den Hund, «der in Amerika auf dem Sofa herumlungert und Biokekse isst». Bestimmt nicht für die Abermillionen Schweine, Kühe und Rinder, die wir als Nutztiere halten.

Nach einer Einleitung, die einen geschichtlichen Überblick über unser Verhältnis zum Tier und das Entstehen der Tierschutzbewegung gibt, kommt der erste von zwei grossen Teilen: «Tiere töten». Der Autor, überzeugter Veganer, will die Dinge von Grund auf selber erfahren. So meldet er sich auf ein Jobinserat, in



Sklavenähnliche Zustände: Autor Mance.

dem Mitarbeiter für einen Schlachthof gesucht werden. Fünf Minuten nachdem er an der Bürotür von Manager Steve geklopft hat, steht er mit weissem Overall und einem Haarnetz in einem fensterlosen Raum am Fliessband. «Ich finde mich in einer Reihe kopfloser Schafe wieder.» Er wird an eine Maschine gestellt, die «Reisser» heisst. Mit zwei Zangen gilt es, das wollige Fell abzuziehen. Und zwar zügig, hinten kommt das nächste Schaf. Er stellt fest, dass es in einem Schlachthof laut, chaotisch und rutschig ist.

Wir erfahren vieles zur Grösse von Schlachthöfen weltweit, den oft tagelangen Anfahrten

oder den teils sklavenähnlichen Zuständen in der Fleischindustrie. Als Nächstes heuert Mance auf einem Biohof an, wo die Schweine in Gruppen herumrennen dürfen. Die Muttersäue dagegen, mächtig hochgezüchtete Tiere, werden in engen Wurfboxen gehalten, sie werfen im Schnitt 28 Ferkel pro Jahr. Sie sind so dick, dass sie nicht merken, wenn sie auf einem ihrer Ferkel liegen. Der Autor bekommt den Job, am Morgen die toten Jungen im Stroh zu suchen. Man erfährt von mehrstöckigen, beschönigend «Ferkelhotels» genannten Mastfabriken in China und so einiges, das man gar nicht wissen möchte über das Leben von Mast-

Zum Glück ist der Autor Brite, so kommen Witz und Selbstironie nicht zu kurz.

hühnern. Es wird ein Milchbauer porträtiert, der die Kälber nicht mehr der traumatischen Trennung von der Mutterkuh aussetzen will und dafür auf einen Teil der Milch verzichtet.

Kraut, Rüben und Horrorbotschaften

Der Autor geht auf die Jagd, wo er zu seiner Überraschung keine Psychopathen antrifft, er besucht einen veganen Koch, spricht mit dem Erfinder von Laborfleisch oder reist zum grössten Fischmarkt in Spanien. Überall wird einem der genaue Akt des Tötens nicht erspart, ebenso wenig wie Unmengen von Informationen.

Im zweiten Teil, «Tiere lieben», besucht er einen Zooerben, der seine Tiere gerne auswildern möchte, aber grösste Mühe damit hat. Mance war als Kind ein Zoofan, jetzt weiss er, dass auch die besten Zoos die Tiere nie artgerecht halten können. Afrikanische Elefanten werden in Zoos gut sechzehn Jahre alt, in einem Nationalpark in Kenia über sechzig.

Man lernt das Pandapärchen aus Hongkong kennen, das sich zehn Jahre lang nicht paaren wollte und erst im Lockdown zur Sache ging. «Wäre es so überraschend, wenn Tiere es genossen, nicht länger von unzähligen Fremden beobachtet zu werden?», fragt Mance. Er stellt einen reichen Erben vor, der Land in Argentinien aufkauft, um es zu renaturieren. Er geht auf lächerliche Hundeshows, trifft eine Tierkommunikatorin und spricht mit einem Forscher, der nicht möchte, dass Tiere in der freien Wildbahn leiden müssen, und sie darum genetisch umprogrammieren will, um ihnen das Jagen und Töten auszutreiben. Stattdessen würden sie gefüttert. Ein tierischer Wohlfahrtsstaat.

Es geht dann auch noch darum, nicht mehr zu fliegen, und um die Überbevölkerung, so dass einem der Kopf brummt. Kraut und Rüben, unendlich viel Information, auch Überraschendes. Zum Glück ist der Autor Brite, so kommen Witz und Selbstironie nicht zu kurz. Sie braucht es angesichts der Horrorbotschaften unbedingt.



Entlarvt Abgründe: Autorin Reza.

Reise zum schlimmsten Ort der Welt

Pia Reinacher

Yasmina Reza: Serge. Aus dem Französischen von Frank Heibert, Hinrich Schmidt-Henkel. Hanser. 208 S., Fr. 33.90

Yasmina Reza gehört zu den Stars unter den französischen Intellektuellen. Kaum jemand entlarvt die Abgründe zwischenmenschlicher Beziehungen und das Verlogene gesellschaftspolitischer Verhältnisse derart pointiert, witzig und sarkastisch. Sie setzt die Pointen so zielgenau, dass man auf der Stelle in Lachen ausbricht – aber dieses Lachen hat Ventilfunktion; es entlarvt die schwindelerregende Fallhöhe zwischen dem, was idealerweise sein sollte, und dem, was wirklich ist.

So tat es die inzwischen weltweit am meisten gespielte Theaterautorin in ihrem Erfolgsstück «Gott des Gemetzels» – 2006 am Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt, fünf Jahre später von Roman Polanski verfilmt –, so tat sie es in vielen ihrer Romane, zuletzt in «Babylon», der die versteckte Gewalttätigkeit in politisch korrekten Ehen am Gegenstand eines artgerecht gehaltenen Biohühnchens ins Absurde aus-



arten und eine Abendgesellschaft von Intellektuellen explodieren lässt.

Auch im neuen Roman «Serge» ist sie wieder bei ihrem Lieblingsthema: einer scheinbar angepassten, in Wahrheit dysfunktionalen Familie. Der Roman setzt ein mit dem Tod der Mutter, die die «Kuddelmuddelfamilie» zusammengehalten hatte. Die Familie hatte ihr

Die betriebsame Vermarktung der Erinnerungskultur in Auschwitz verschleiert nur das Unsägliche.

ein professionelles Pflegebett gekauft und sie vor den Fernseher gerückt. Was sie schauen wolle? «NTV», sagte sie – und starb. Mit der Parodie des Pathos «letzter Worte» ist das Mass für den Roman gesetzt. Nichts ist der Autorin heilig, auch nicht die Kultur des Erinnerns an die Opfer des nationalsozialistischen Völkermordes.

Serge, Nana und Jean sind Meister ebenso boshafter wie geistreicher Dispute. Die Geschwister der jüdischen Familie Popper sind so unterschiedlich, dass man zweifeln könnte, dass sie einer Familie entstammen. Serge, der Älteste, ein Kettenraucher, der am Ende an Krebs erkrankt, wurde von seiner Frau aus der Wohnung geworfen, da er sie systematisch betrogen hatte. Nana, das Hätschelkind

der Eltern, sagt von sich, dass sie vor allem so ausgeglichen sei, da ihr der spanische Gefährte Ramos die nötige emotionale Stabilität gebe. Jean, der Ich-Erzähler, ist ein blasser Mitläufer. Geschwisterbeziehungen, teilt uns die Autorin mit, würden zerfasern und mit der Zeit nur noch am dünnen Seidenfaden von Sentimentalität hängen.

Wie Reza selbst, deren Eltern eingewanderte Juden sind, die ihre Verwandten im Holocaust verloren, beziehen auch die Kinder im Roman ihre Identität nicht aus der Vergangenheit. Vom Schicksal der Juden im Zweiten Weltkrieg war in der Familie nie die Rede – der Vater, ein glühender Verehrer Israels, lag im Dauerstreit mit seiner Frau, die der gewaltsame Tod der Familie nicht bekümmerte. Diese Haltung deckt sich mit Yasmina Rezas eigener. Sie betonte mehrfach, es verbinde sie emotional nichts mit der Geschichte, sie habe sich eine eigene Identität konstruiert, die nichts mit der kollektiven gemeinsam habe, und das Einzige, was sie als Heimat bezeichnen würde, sei die französische Sprache.

«Serge» ist nicht der stärkste Roman von Yasmina Reza, aber es wäre ebenso naiv wie vermessen, von einer Autorin Spitzenleistungen im Akkord zu verlangen. Der Roman zerfällt in drei Teile. Der erste und letzte Teil entlarvt in temporeichen, lakonischen Dialogen der Geschwister die Widersprüchlichkeit ihres

Lebens in Paris, die Wunden, die das Älterwerden der auf die sechzig zusteuern den Geschwister schlug, und wie sie mit den alltäglichen Katastrophen zu Rande kommen.

Kern aber ist der Mittelteil: ein Besuch der Gedenkstätte des Holocaust in Auschwitz. Die Tochter von Serge, Joséphine, besteht auf einer gemeinsamen Reise zum schlimmsten Ort der Welt. Sie organisiert die Tickets im Internet, die Führung durch Buchhandlungen, Gaskammern, Krematorien und an die Rampe, an der 500 000 Deportierte angeliefert wurden. Die Touristen stolpern an der Schandstätte in Shorts herum, Joséphine fotografiert wie verrückt mit dem Handy, ihr Vater Serge weigert sich, das Auto zu verlassen; er fürchtet, an der Judenrampe einen Herzinfarkt zu erleiden.

Deutsche Kritiker lasten Yasmina Reza diese respektlose Haltung gerne etwas gönnerhaft an. Warum denn? Erstens ist die Haltung der Kinder, die sich weigern, ihre Identität auf der Basis des schlimmsten Verbrechens der Weltgeschichte aufzubauen, nur logisch: ein Selbstrettungsversuch angesichts von etwas Ungeheuerlichem, das niemals zu erfassen und schon gar nicht zu erklären wäre. Dass Serge sich weigert, aus dem Auto zu steigen, hat seine psychologische Logik: Was er sehen würde, wäre so schlimm, dass er es nur verweigern kann, um weniger Schaden zu nehmen.

Zweitens trifft die gnadenlos sarkastische Denunziation der Tourismusgeschäftigkeit um die Gedenkstätte in Auschwitz ebenfalls einen wunden Punkt. Der Gedenkstätten-Klimbim und die betriebsame Vermarktung der Erinnerungskultur verschleiert nur das Unsägliche und Unsagbare, das darunter liegt: die industriell organisierte Ermordung von Millionen von Juden. Es ist in Wahrheit eine beschämende Art des Vergessens durch geschäftige Scheinaktivität. Schweigen darüber wäre ehrlicher, denn die Sprache kennt dafür keine Worte. So gesehen, leistet Yasmina Rezas Roman das, was schon viele ihrer Romane vorher leisteten: unbequeme Aufklärungsarbeit.



Lügen haben kurze Beine

«Verzeih die Nacht und den Gin!»

Dagmar Just

Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger und Günter Eich: Halten wir einander fest und halten wir alles fest! Briefe. Herausgegeben von Irene Fussl und Roland Berbig. Piper/Suhrkamp. 379 S., Fr. 56.90

Der Briefwechsel zwischen Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann ist keine Sternstunde der Briefkunst. Nur ein kleines, herzerreissendes Lehrstück über die Ökonomie der Liebe. Es beginnt 1948, als Ingelein und Ilselein, wie sie einander in den Briefen oft nennen, noch fast unbekannt sind, und endet im März 1962, als das Feuilleton sie bereits mit dem Nimbus der zwei grössten deutschsprachigen Dichterinnen des 20. Jahrhunderts umgibt. In dieser Zeit wechseln beide die aus ihren Nachlässen zusammengestellten 104 Briefe, Karten und kurzen Nachrichten. Und nie findet sich darin ein böses Wort, dafür aber viele Arten zu schweigen.

Sie lernten sich im Mai 1948 bei einem Treffen junger Autoren kennen. Im besetzten, noch kriegswunden Wien blühte der Mohn. Denn just zur gleichen Zeit hatte sich «der surrealistische Lyriker Paul Celan herrlicher-

weise in mich verliebt. Mein Zimmer ist ein Mohnfeld, da er mich mit dieser Blumensorte zu überschütten beliebt», wie die 22-jährige Philosophiestudentin Ingeborg Bachmann ihren Eltern berichtet. Celan zieht bald weiter nach Paris.

Lakonie statt Lyrik

Während Ilse Aichinger in Wien mit ihrem ersten und einzigen Roman, «Die grössere Hoffnung», debütiert, dem Buch, das heute als «Gründungsroman der österreichischen Nachkriegsliteratur» gilt. Später sagte sie: «Es verkaufte sich damals kaum. Aber ich habe damit Freunde gewonnen, die mir weiterhelfen konnten. [...] u. a. auch die Ingeborg Bachmann. Mit ihr war ich noch lange sehr befreundet.» Mehr noch, sie scheint sie wie eine jüngere Schwester geliebt zu haben, und umgekehrt bewunderte die Bachmann, wie «I. die Paradoxe aus dem Mund kamen, bezaubernd, tief-leichtsinnig», und versuchte, «in sinnlosen Anstrengungen, es (ihr) gleichzutun».

Die erste Post stammt von Ilse: Ein Weihnachtsanhänger mit dem Wunsch: «Soviel wie nichts / und soviel wie / alles – von Deiner Ilse.» Und Ilse ist es auch, die Ton und Tenor dieses Briefwechsels vorgibt: Lakonie statt Lyrik, kurze, unpräzise Berichte aus dem Alltag statt nachwelttauglicher Maximen und Reflexionen oder Gefühlsorgien. Alles, was trennen könnte, bleibt ausgespart:

Politik, ihre Texte, ihr konträres Verhältnis zum Literaturbetrieb, ihre Auszeichnungen, Freunde, Kollegen, alle Krisen.

Doch obwohl beide sich strikt an dieses ungeschriebene Gesetz halten, gesteht Ilse der Freundin am 17. November 1955 plötzlich, «dass ich niemals so hätte gekränkt sein können, wenn ich Dich nicht so ins Herz geschlossen hätte. Es schien mir ..., als wäre ... Dir vieles wichtiger geworden ... als Freundschaften ..., und deshalb ... hörte ich zu schreiben auf.»

Wieso? Was an Ingeborg Bachmanns Lebenswandel konnte Ilse derart kränken, dass sie das Schweigen dem Fragen vorzog? Da viele Bachmann-Briefe fehlen, lässt sich darüber nur spekulieren. Aber wer Freude am detektivischen Lesen hat, kann sich aus den so detailreichen wie instruktiven Anmerkungen auf eigene Faust eine Antwort bilden.

Ausserdem scheinen sich die Freundinnen schon bald wieder versöhnt und die Korrespondenz im alten Stil fortgeführt zu haben. Genau bis zum 24. September 1959. Denn das ist die Nacht, in der die Bachmann gegen alle Regeln verstösst und unverhohlen klagt: «Ilselein, Liebes ... Dein Schweigen ... ich schlage ihm sieben Köpfe ab und es wachsen sieben neue nach.»

Geheimer Code

Sie ist jetzt 33 und als Dichterin auf dem Olymp: eine Ikone im deutschen Literaturbetrieb wie im intellektuellen Jetset; privat lebt sie seit einem Jahr offiziell mit Max Frisch zusammen: «Freude der Zürcher, dass grösster deutscher Prosaschriftsteller grösste deutsche Dichterin heiraten soll ... Erheiternd», notiert Paul Celan bissig in sein Tagebuch. Doch Frisch und sie werden nicht heiraten. So wenig wie Celan und sie heirateten. Oder Hans Werner Henze und sie, oder Henry Kissinger oder Pierre Evrard und sie.

Vielmehr droht auch diese Beziehung ausser Kontrolle zu geraten, und vielleicht ist das ein Teil des Problems, für das sie den Rat der Freundin erbittet, die inzwischen so ganz anders als sie selber lebt: glücklich verheiratet mit dem vielbewunderten Günter Eich, zwei kleine Kinder, gastfreundliches, offenes Haus, dabei Erfolg mit den eigenen Hörspielen und immer kürzer werdenden Erzählungen bei zugleich grösstmöglicher Abstinenz vom Literaturbetrieb.

Und ihr klagt also die Bachmann: «Ich könnte immerzu schlafen. Ich möchte nie mehr aufstehen. Weil ich nicht weiss, wie ... mit den anderen weiterreden und weiterdenken ... mir graut ... ich kann mich nicht ausdrücken, aber Dir sagen möchte ich, dass Gin, Nacht und Brief eine Notwehr sind, und wogegen weiss ich nicht, aber lass es nicht immer zu.» Auch hier, auf diesen Brief, findet sich im Buch keine



«Mir graut»: Ingeborg Bachmann.



«Soviel wie nichts»: Ilse Aichinger.

Antwort, und doch scheint ein geheimer Code die Dinge erneut ins Lot gebracht zu haben.

Jedenfalls tauschen beide noch zwei Jahre lang Grüsse, gegenseitige Einladungen, Dank-sagungen. Einmal beschwört die Bachmann angesichts des Todes einer gemeinsamen Jugendfreundin noch die alte Nähe: «Halten wir einander fest und halten wir alles fest!» Bis 1962. Da bricht die Korrespondenz endgültig ab.

Im gleichen Jahr stürzen Paul Celan in Paris und Ingeborg Bachmann in Zürich ab: in die Tiefe eines Schweigens, das unüberwindbar sein und beide in den Tod führen wird.

Nicht wahr, aber einfach gut

Wolfgang Koydl

Richard J. Evans: Das Dritte Reich und seine Verschwörungstheorien. Wer sie in die Welt gesetzt hat und wem sie nutzen.
DVA. 368 S., Fr. 41.90

In den 1980er Jahren arbeitete Amin el-Qutb als Korrespondent der jordanischen Zeitung *Al Rai* in Kairo. Er war ein Journalist alter arabischer Schule, was hiess, dass er weniger den Reporterprinzipien der *New York Times* verpflichtet war, sondern eher in der Tradition von Scheherezade stand. Eines Tages berichtete er atemlos von einem Tipp, den er von einem ägyptischen Offizier erhalten habe: Adolf Hitler sei am Leben und verstecke sich bei einem Beduinenstamm in der westlichen Wüste. Erst nach langer Diskussion räumte er ein: «Ich weiss, dass die Geschichte nicht stimmt. Aber es ist eine gute Geschichte.»

Der greise Führer unter Kamelen und Palmen in einer Oase ist nur eine von unzähligen angeblichen Sichtungungen nach dem Krieg – mal in einem tibetischen Kloster, mal in einem Café in Österreich, mal in einem Gefängnis im Ural. Den Vogel schoss wohl die sowjetische Nachrichtenagentur TASS ab, die Hitler in Frauenkleidern in der irischen Hauptstadt Dublin gesehen haben wollte.

Spannender als die Realität

Dass Hitler den Krieg überlebt habe und aus Deutschland fliehen konnte, war eine der lang-lebzigsten Verschwörungstheorien des Dritten Reiches. Entsprechend breiten Raum widmet ihr der britische Historiker Richard Evans in seinem Buch über die fünf grössten Fake News – wie man es heute nennen würde – der nationalsozialistischen Ära: Die «Protokolle der Weisen von Zion», die Dolchstoss-Legende, der Reichstagsbrand, der Flug von Rudolf Hess nach Schottland, und das Ende Hitlers im Bunker unter der Reichskanzlei.

Evans widerlegt all die kruden Geschichten nicht. Dies haben andere vor ihm getan. Er erzählt, wie die Theorien entstanden, wie sie ausgeschmückt wurden und wie schwer es oft war, sie zu entkräften. Denn manchmal dauerte es ziemlich lange, bis sich die Wahrheit durchsetzte. In einigen Fällen halten sich die Legenden in bestimmten Kreisen immer noch. Ausserdem erhalten sie Nachschub durch neue Fantasiegespinste – Corona ist nur das jüngste Beispiel.

Nichts ist zäher als eine Verschwörungstheorie, tönt sie doch meist süffiger und spannender als die Realität. Zudem erscheint sie oft schlüssiger, denn sie geht von der einfachen Frage aus: cui bono? Der Nutzniesser eines Ereignisses muss dieses wohl oder übel auch initiiert haben. Deshalb hält sich bei Linken hart-

*Dies ist inzwischen
kein unbeschriebenes
Blatt mehr...*

Wir sinds schon längst nicht mehr!



näckig die Auffassung, dass nicht der verwirrte Einzeltäter Marinus van der Lubbe den Reichstag in Brand gesteckt hat, sondern die Nazis selber – nutzten sie die Tat doch als Vorwand für das Ausschalten jeder Opposition.

Als Brite ist Evans quasi naturgegeben von der Nazizeit fasziniert. Doch seine Erkenntnisse lassen sich ebenso gut auf neue Verschwörungstheorien anwenden. Dank Donald Trump und seinen «alternativen Wahrheiten» sind sie ja praktisch salonfähig geworden. Dank sozialer Medien verbreiten sie sich nahezu ungehindert. Ausrotten wird man sie nicht können, meint Evans: «Zu den beunruhigendsten Aspekten einiger Verschwörungstheorien gehört der offensichtliche Glaube, dass es im Grunde keine Rolle spielt, ob sie wahr sind oder nicht.» Amin el-Qutb, der Journalist aus 1001 Nacht, würde ihm aus ganzem Herzen zustimmen.



Die Bibel Hässlich

Er hatte keine Gestalt und keine Pracht, dass wir ihn angesehen hätten, und sein Aussehen war nicht so, dass er uns gefallen hätte (Jesaja 53, 2). – Die Wortkombination «schön und gut» – *kalós kagathos* – war für die griechische Kultur von hohem Rang. In der Bibel dagegen ist die Bedeutung dieser Begriffe gering. Zwar werden ein Land, Kleider, Tiere, Frauen und Männer schön genannt. Aber das Mass aller Dinge ist der Wille Gottes. Jesaja setzt zur griechischen Weltsicht einen deutlichen Kontrapunkt: Der leidende Gottesknecht ist unschön. Nicht zu reden von der hässlichen Kreuzigung Christi. Dennoch wurde in der frühen Kirche die Vorstellung von der überragenden Schönheit des Herrn zunehmend beliebt, und seit 200 Jahren singt man vom «holden Knaben im lockigen Haar».

Doch Schönheit kann blenden. Die bezaubernde Pracht vieler Kirchen berührt angesichts mancher Hintergründe peinlich. Die Schönheitschirurgie boomt seit Jahren. Spitzenreiter ist die Brustvergrösserung. Unsere Kultur fotografiert sich millionenfach im Sekundentakt und bewertet das Äussere extrem hoch.

Sogar Naturwissenschaftler scheinen sich durch die Schönheit betören zu lassen. Die Physikerin Sabine Hossenfelder schildert in einem Buch und in Vorträgen, dass etwa 10 000 Forscher Theorien aufstellen darüber, was die Welt zusammenhält. Sie verfügen über Milliardenbudgets für Teilchenbeschleuniger, Weltallsatelliten und unterirdische Detektoren. Wegleitend seien die Vorstellungen, die Grundlagen müssten schön sein und die Supersymmetrie müsse beweisbar werden. Diese Fixierung dürfte wesentlich dazu beitragen, dass die Grundlagenphysik seit vierzig Jahren nicht mehr vom Fleck kommt. «Das hässliche Universum» lautet Hossenfelders Buchtitel.

Wahrheiten können hässlich sein. Und Schönheiten kitschig.

Peter Ruch

Rauschhafter Bildertrip

Sogenannt immersive Ausstellungs-Events liegen im Trend. Sind sie mehr als Indoor-Spielplätze für die ganze Familie?

Manuel Brug

Viva Frida Kahlo: Immersive Experience. Lichthalle Maag, Zürich. Bis 3. April

Leonardo da Vinci. Genius: Immersive Experience. Berlin-Friedrichshain. Bis Ende 2022

Nach grosser Kunst sieht es hier nicht aus. Hinter dem Berliner Ostbahnhof macht sich eine rüdigke Brache aus Leerflächen, Strassenarbeitsabsperungen, vereinzelten Plattenbaublöcken und Lagerhallen breit. Ganz hinten massig-grau der Klotz des «Berghain», ein Plastikplanentor verheisst: «Leonardo da Vinci. Genius». Dort geht es in eine weisse Halle, aus der Techno-Beats wummern. Drinnen wartet eine Lounge mit Kunstgrünzeug und ausgesägten Holzzahnrädern. Dann geht es in eine komplett von Leinwänden umspannte weitere Halle mit einem Projektions- und Spiegelflächenwürfel in der Mitte. Etwa 120 Menschen, jung bis älter, schweifen umher, die Handys gezückt. Und schon startet das fünfzigminütige Ton- und Bildgewitter im Zeichen eines vehement ins 21. Jahrhundert gebeamten Universalkünstlers.

Kein anderer kann vermutlich so breite, nicht unbedingt kunstaffine Massen in eine Show über sein Leben und Werk locken wie der Maler, Bildhauer, Architekt, Anatom, Mechaniker,



Ingenieur und Naturphilosoph Leonardo da Vinci. Zuletzt mobilisierte er die Menschen im Jubiläumsjahr 2019, anlässlich seines 500. Todestags, zu mehreren Ausstellungen. Doch die Leonardo-Originale sind rar und nur teuer auszuleihen. Die Schauen waren alle schnell ausverkauft.

Für einen niederschweligen Zugang sind die kostbaren Leonardos also nicht geeignet. Aber umso mehr für eines der immer beliebter werdenden immersiven Spektakel, die – so wie vor ein paar Jahrzehnten die ersten 3-D-Rundkinos auf dem Rummelplatz – die Zuschauer vor allem zum Staunen bringen, sie in einen optischen Taumel hineinreissen wollen.

Vor allem Emotionen

Warum also nicht mit Kunst? Keiner lockt hier mit den allzu seltenen Originalen, und niemand erwartet sie. Man muss nicht in einen weit entfernten Museumstempel reisen, diesen Leonardo gibt es in der eigenen Stadt um die Ecke. Die Schau ist kundenfreundlich geöffnet, es gibt keine Schlangen, und Tickets sind erhältlich, solange die Nachfrage nicht abreisst. Kein Wärter meckert, Absperrseile braucht es nicht, auch keine Alarmanlage.

In Zürich schwelgen die Menschen seit Monaten in der «wegen Grosse Erfolg» bis 3. April verlängerten «Viva Frida Kahlo»-Schau, für die die Tonhalle Maag, das Ersatzquartier des Tonhalle-Orchesters, zur Lichthalle Maag adaptiert wurde. Denn weitere solcher Diaschauen de luxe mit anderen gängigen Künstlern sollen folgen. Zu «Frida» pilgerten in den ersten beiden Monaten 50 000 Besucher. Und natürlich geht's am Ende der Vorführung in den Geschenk-Shop. Denn Merchandising ist Teil der Kalkulation. In Berlin liegt immerhin auch Frank Zöllners Leonardo-Standardwerk aus, gekauft werden aber vor allem Bleistifte oder Hoodies mit dem «Genius»-Logo.

Der neue Kunstkonsument, der bisher oft gar nicht ins Museum ging, aber hier einen spektakulären Bilder-Trip erwartet, möchte in seinem Erlebnishunger mit Edutainment gekitzelt werden. Mit immer noch besseren



Grosse Erfolg: «Viva Frida Kahlo» in Zürich.

Projektions- und Soundsystemen, die etwa die Leonardo-Reise zum multi-sinnlichen Bildersturz werden lassen. Die teilweise die Inhalte im Mahlstrom der optischen Abwechslung unterpflügen. Die aber vor allem eines tun: Emotionen auslösen.

Produzenten der «Leonardo»-Show sind Jeffrey Jah, sonst im New Yorker Nachtleben und Modegeschäft aktiv, und der niederländische Sportpromotor Bert van der Ryd. BIG (Borealis Interactive Group) nennt sich ihre international

Immersive Spektakel wollen einen zum Staunen bringen, in einen optischen Taumel hineinreissen.

operierende Firma, die für «Leonardo» etwa drei Millionen Euro ausgegeben hat. Die Bildrechte der wenigen Leonardo-Artefakte werden noch den geringeren Teil ausgemacht haben. Eine Berliner Digitalvideofirma hat sich um die auftrumpfend zeitgeistige optische Umarmung gekümmert. DJ Sasha hat den treibenden Sound aus Hip-Hop und Barockgeigenimitaten gesammelt. Jetzt kann die Show zeitgleich an vielen Standorten anrollen. Berlin soll nur der Anfang sein.



Was lernen wir hier über das Genie Leonardo? Eigentlich gar nichts. Man sieht zerlaufene Bildflächen, auseinanderstiebende Pixel. Die «Mona Lisa» verwandelt sich in einen Mann von heute, die «Dame mit dem Hermelin» chattet via QR-Code mit dem Betrachter. Das «Abendmahl» sieht so perfekt vollendet aus wie niemals in Wirklichkeit. Leonardo muss für Inklusion, Diversity, Umweltschutz und Nachhaltigkeit herhalten. Man kann auf virtuelle Startknöpfe drücken, dann hebt der Hubschrauber ab, flattert die Flugmaschine mit den Flügeln, befördert das Katapult Basketbälle in den Korb. Das alles ist bunt, laut, verwirrend, quietschig, überraschend, lustig und sehr manipulativ. Ein Indoor-Spielplatz für die ganze Familie.

«Leonardo» lullt auf massive Art ein, ohne jede echte fachliche Beratung, aber effektiv aufbereitet. Da spaziert der vitruvianische Mensch, als androgynes Digitalwesen in Scheiben geschnitten, durch eine Lichter-Metropole. Das Ganze könnte auch ein Pop-Video-clip sein. Mit Wischbewegungen auf den Leinwänden kann man Funkenregen erzeugen. Man feudelt ins Leere und schießt Selfies. Ozeane und Eisberge wogen und zerbrechen unter einem, das Weltall gleitet vorbei. Das universale Genie eben. Seine Gedankenketzen

flattern auf Englisch(!) vorüber, auch im zentralen Würfel kann man in einer schummrigen Zelle wie im Allerheiligsten altertümlich kalligrafierte Leonardo-Zitate sehen. Ebenfalls auf Englisch, aber natürlich nicht in der von ihm verwendeten Spiegelschrift. Jeder muss Zugang haben. Ein Genius zum Anfassen. Mit einem diffusen Glücksgefühl wird man nach draussen komplementiert.

Ahnung ohne Aura

In Bremen, Dresden und bald auch in Wien kann man Vincent van Gogh als «Immersive Experience» erleben. Während man, um vor dem vergleichsweise kleinen Bild «Sternennacht» tagzuträumen, ins New Yorker Museum of Modern Art reisen müsste, darf man hier in sein raumfüllend aufgesplittetes, bewegliches Imitat eintauchen. In Dresden wurde eine bedeutende, sofort für drei Monate ausverkaufte Vermeer-Ausstellung mit sensationellen zehn Originalen (von nur 36) wegen des neuerlichen sächsischen Pandemie-Lockdowns nach fünf Wochen von nur wenigen auserwählten Menschen besucht...

Wie würde Leonardo heute die Welt sehen?, fragt die Berliner Show, die sich als immersive Erfahrung der fortgeschrittenen Art sieht. Sie

beantwortet die Frage mit Fragmenten und Bildberieselung. Möge sich jeder seinen Pixel rauspicken. Hier wird nicht kuratiert, es gibt keine These, am Ende steht nicht Erkenntnis. Alles ist nur ein Angebot für eine vage Ahnung ohne Aura. «Leonardo» soll in Berlin bis Ende 2022 laufen, anschliessend wird die Show bis 2025 an mindestens zwölf weiteren Orten in Europa und in den USA zu sehen sein. Und mit Dalí, Magritte, Miró, Picasso, Klimt oder Hundertwasser lässt sich solches spielend wiederholen.

Wer einmal im echten Grün von Giverny in der Normandie gestanden oder sich in den Untiefen der diversen originalen «Seerosen»-Serien von Claude Monet verloren hat, der

Sind solche Shows nur für Menschen, die sich mit Fast Food zufriedengeben?

kann natürlich über «Monets Garten» nur lächeln. So heisst eine weitere malerische Erlebnisreise in einer nüchternen Berliner Halle, wo man sich immerhin neben dem Bilderreigen zwischen gebauten Kulissen auf einer Holzbrücke unter Stoffglyzinen mit Debussy-Bedeutung fotografieren lassen kann. Ein Münchner Klassikkonzert-Promoter hat das auf den Weg gebracht; in Pandemiezeiten muss man auf mehreren geschäftlichen Beinen stehen.

Das neue Echt?

Gehen nach dem durch Spanien tingelnden #InGoya-Event mehr Besucher in den Prado zur «Nackten Maja» und zur «Erschiessung der Aufständischen»? Sehnen sie sich jetzt erst recht nach den Originalen? Oder sind solche Shows nur für Menschen, die sich mit Fast Food zufriedengeben, bei Aldi Champagner kaufen, sich in Paris einzig den Eiffelturm und «Euro Disney» anschauen? Sind sie ein weiterer Mosaikstein der globalen Dubaisierung und Instagram-Versessenheit? Sind alle diese Fakes, Imitate, Surrogate das neue Echt? Oder ist es gut, dass die sowieso schon bedrängten, leidenden Originale etwas entlastet werden? Werden da neue Kunst-Enthusiasten und Museumsfans generiert? Sehe ich in solchen Shows einen Künstler anders, intensiver, oder rudere ich bloss an der Oberfläche? Das alles wird sich zeigen.

Die «Leonardo»-Macher halten ihre Schau sogar für «3-D-immersiv, weil sie die Sinne der Menschen berühren wird und sie dadurch in der Lage sein werden, diese Berührung zu erwidern». Die nächste «Michelangelo. The Greatest»-Präsentation wird sicher schon irgendwo digital zusammengebastelt. Denn wo Nachfrage ist, folgen Angebote. Und die bildende Kunst war immer schon auch ein Marktplatz.

TV-Kritik

Sonntag ist Ruhetag

René Hildbrand

Politiksendungen: SRF, ARD, ZDF,
ORF, Servus TV

An vier Sonntagen pro Jahr wird über eidgenössische Vorlagen abgestimmt. Dann sind auch die SRF-Politikjournalisten auf den Beinen. Zwangsläufig. Was ist sonst? Sonntag ist Ruhetag. Besser macht es die Konkurrenz: Bei der ARD läuft der «Bericht aus Berlin» (18 Uhr). Im ZDF, dem beliebtesten ausländischen Sender der Schweizer, gibt es «Berlin direkt» (19.10 Uhr). Beides solide Magazine zum aktuellen politischen Geschehen. Die ARD sendet nach ihrer Live-Sendung aus Berlin den «Weltspiegel», der seit Jahrzehnten auch in der Schweiz ein beachtliches Publikum findet. Nach dem «Tatort» kommt im Ersten die politische Talkshow «Anne Will», auf ORF 2 das Gesprächsformat «Im Zentrum». Bei Servus TV finden die Zuschauer zur gleichen Zeit ein Duell der Meinungsmacher: «Links. Rechts. Mitte». Die meisten Schweizer Regionalsender bieten zum Wochenausklang Talks über die aktuellen Themen und Ereignisse der letzten sieben Tage.

Es ist in allen Ländern so: Am Sonntag sehen mehr Leute fern als an jedem anderen Tag. Die 15- bis 49-jährigen Schweizer verweilen in den letzten Monaten täglich gegen zweieinhalb Stunden vor dem Fernseher. Am Tag der Entspannung und bei den älteren Zuschauern sind es noch mehr. Bei der SRG war man nicht immer sonntagsfaul: Fast zwanzig Jahre lang, bis 1984, lief im Schweizer Fernsehen jeden Sonntag um 18 Uhr die politische Diskussionssendung «Tatsachen und Meinungen». Heute machen es sich die Leutschenbacher ganz einfach: Statt Politik bringen sie «G & G Weekend». In dem auch am Sonntag quotenschwachen People-Magazin werden vor der «Tagesschau» meistens belanglose Beiträge der alten Woche wiederholt. Gut für die SRF-Leute, dass das Atmen ein natürlicher Reflex ist.



Alles hat ein Ende,
nur die Wurst hat zwei ...



Man traut seinen Augen nicht: Polizisten Winter (Nicholas Ofczarek), Stocker (Julia Jentsch).

Serien

Schmieriger Schlenzfuss

Wolfram Knorr

Der Pass (Deutschland/Österreich)

Von Cyrill Boss und Philipp Stennert. Mit Julia Jentsch, Nicholas Ofczarek u. a. Auf Sky, ZDF

Es beginnt mit einer grotesk arrangierten Leiche auf einem Bergpass-Grenzstein zwischen Österreich und Deutschland. Ellie Stocker (Julia Jentsch) aus Berchtesgaden nimmt sich, professionell, initiativ, voller Tatendrang des Falles an. So weit, so «Tatort»-üblich. Doch dann betritt der österreichische Partner Gedeon Winter (Nicholas Ofczarek) die Szene – und schon kreischt es im Handlungsmechanismus TV-typischer Krimi-Mechanik.

Man traut seinen Augen nicht oder ist zumindest irritiert, wenn Gedeon Winter, im dicken Mantel mit Kragen-Pelzbesatz, strähinigem Haar, Glimmstängel im mauligen Mund, der Arbeit ausweicht, statt auf sie loszustürmen wie die deutsche Kollegin. Er schaut verdrossen, grummelt und schleicht sich wieder; dieweil Frau Stocker eifrig Hinweise zusammenträgt. Nach dem klassischen Buddy-Muster sieht das nicht aus, auch wenn sie nett und adrett ist und er ein schmieriger Schlenzfuss. Columbo mit seinem Knautsch-Trenchcoat und Brotkrumen in den Taschen ist daran gemessen ein Saubermann.

«Der Pass», eine der erfolgreichsten TV-Serien, bereits in sechzig Länder verkauft, ist die mutigste und unkonventionellste, auch wenn sie das Muster der legendären schwedisch-dänischen «Brücke» nutzt. Liegt's an der Gemeinschaftsarbeit Österreich/Deutschland, an den Autoren und Regisseuren Cyrill Boss und Philipp Stennert, an der exzellenten Besetzung? An allem, aber mit Sicherheit am Set, an der Lokalität, den Alpen, dem Mythen-Himmel «Heimat», die in den 1950er Jahren zu einem Genre wurde, bei dem man Ferien vom Ich machen konnte. «Auf der Alm, da gibt's koa Sünd» (1950) hiess einer der ersten Filme dieser Gattung und meinte nicht die «Sünden» des späteren Erotikfilms, sondern jene der Nazizeit, die es zu verdrängen galt. Die «Heimat» mit ihren Bergen, Tälern, Wäldern und Seen war der Gewissens-Entsorgungspark. Dass das Wort Heimat nicht nur «Heim» enthält, sondern auch das «Unheimliche», ignorierte die Gattung, mit Ausnahmen. Etwa «Rosen blühen auf dem Heidegrab» (1952), ein bitterböses Hass-Drama, das nie mehr ins Kino kam, nicht mal ins Fernsehen, bis heute nicht, gehört zu diesen mutigen Ausnahmen, auch Ludwig Anzengrubers «Bankert»-(Uneheliche-)Drama «Meineidbauer» (1956). Es floppte ebenfalls.

Zum Fürchten

«Der Pass» ist «Heimat» pur: Berge, Wälder, Wiesen, rauschende Bäche tief im Tal, Jäger und alpenländische Traditionen. Nur strahlt hier keine Sonne, blühen keine Ähren, rauscht es nicht frühlingwarm in den Wipfeln. Keine

Pastorale öffnet sich, kein Genrebild schnurrenden Glücks wird entfaltet, das Gegenteil ist der Fall: Die Wälder sind düster, die Berge bedrohlich, der Himmel schwer und grau, die Bäche dröhnen wild in den Schluchten, es schneit, die Luft ist klamm, und die Jäger zwischen nasskaltem Tann sind auch zum Fürchten. «Der Pass» ist ein rabenschwarzer Heimat-Thriller, als hätte man Ludwig Ganghofer mit Edgar Allan Poe gekreuzt, Ganghofers «Schloss Hubertus» mit Poes «Raven».

Ein geistig verquerer Serienkiller treibt sein Unwesen mit alpenländischem Sagen-Spuk so intensiv, dass er selbst Ellie Stocker traumatisiert, und der verkorkste Sprössling eines alten austriakischen Unternehmerclans gerät unter Einfluss toxischen Jägerwahns. Den Autoren ging es in beiden Fällen nicht um das, was Ermittler halt machen, sondern um das, was die Aufklärungsarbeit aus ihnen macht: «Wenn du lange in den Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein», so Nietzsche. Oder wie Ellie Stocker ihre ehrgeizige Nachfolgerin mahnt: «Denken Sie daran, wenn Sie dem Täter in die Augen schauen, schaut er in Ihre.» Ihr Partner Winter hat damit allerdings keine Probleme. Als korrupter Bulle versorgt er Kriminelle mit Infos – mit bösen Folgen für ihn.

Burgschauspieler Nicholas Ofczarek als Gedeon Winter ist die Figur der Serie, die Verkörperung der Antithese zur «Heimat». Allein wenn er in seinem tänzelnden Gang mit wehendem Mantel, dem Knitter-Anzug darunter, als sei er aus der Haut eines toten Nashorns gewoben worden, und der Zigarette zwischen den Klauen durch die Gänge der Polizei-Dienststelle lustwandelt, ist er ein Affront. Für die ganze (auch politische) Lands-

Ein rabenschwarzer Heimat-Thriller, als hätte man Ludwig Ganghofer mit Edgar Allan Poe gekreuzt.

mannschaft, die sich in Traditions-Tümelei und Heimat-Gesäusel behaglich eingerichtet hat. Um Gedeon Winter trillern keine Lerchen, grabscht kein Kleinkind nach dem Schmetterling, und Kohlhiesels Töchter haben sich in die Büsche geschlagen, wenn er in seiner versifften Knille beim Bier einem Kontaktmann aus dem Milieu «Geh schleich di» hinschmätzt. Es ist dieser dunkle, schläfrige Blick eines verdrossenen Grobians, der Blick von einem, der viel gesehen hat und nichts Gutes erwartet, von niemandem, nicht einmal von sich selbst.

In der ersten Staffel wird Winter an einer Ampel in den Kopf geschossen. Ein jähes, fürchterliches Ende. Aber kann die Serie ohne Ofczarek weitergehen? Unmöglich. Und so fanden die Autoren dann doch noch einen einigermaßen glaubwürdigen Weg, ihn wieder aufstehen zu lassen. Zum Glück.

Pop Eric Clapton hat den Corona-Blues

Peter Kemper

Eric Clapton: The Lady in the Balcony. Lockdown Sessions (CD und DVD). Mercury/Universal 3847252

Der 20. März 1991 war für Eric Clapton wahrscheinlich der schlimmste Tag seines Lebens. Sein Sohn Conor – Eric hatte für den Nachmittag mit ihm einen Besuch im Bronx-Zoo geplant – stürzte morgens aus dem Wohnzimmerfenster im 53. Stock des Galleria-Hochhauses an der New Yorker East 57th Street, wo er mit seiner Mutter Lory lebte. Es dauerte Monate, bis Clapton sich von diesem Schock erholte. Und wieder einmal – wie schon im Fall von «Layla» – gelang es ihm, seine desolante Situation in ein musikalisches Meisterwerk umzuwandeln. Als er irgendwann eine Konzertgitarre mit Nylonsaiten zur Hand nahm und gedankenverloren darauf herumfingerte, schienen sich die Akkorde wie von selbst zu fügen: Mit «Tears in Heaven» rührt Clapton an jene geheimnisvolle kathartische Kraft von Musik, die Carlos Santana einmal als «spirit of sound» bezeichnete.

Souveräne Neudeutung

In diesem schlichten Song über das ewige Mysterium, ob man seine Liebsten nach dem Tod noch einmal wiedersieht, reinigte Clapton seine Gesangsstimme von aller Schärfe. In einem falsettähnlichen Register lässt er das Kind in sich selbst sprechen, nennt den verunglückten Sohn Conor weder beim Namen, noch versucht er, ihn zu charakterisieren. Dabei ist das Lied frei von aller Weinerlichkeit und kitschiger Gefühlsduselei, wie sie in vielen Death-Songs mitschwingen.

Dreissig Jahre nach der Tragödie – «Tears in Heaven» erlebte das Live-Debüt im Januar 1992 im Rahmen von Claptons «MTV Unplugged»-Konzert – hat sich der Gitarrist jetzt an ein Neu-Arrangement der Elegie gewagt. Noch immer verströmt sie eine betörende Wehmut, doch Trost und Trauer durchdringen sich jetzt bis zur Ununterscheidbarkeit. Mit beiläufig-rauer Stimme scheint Clapton in den Text versunken, als lausche er dem schmerzlichen Echo nach. Chris Staintons grundierende Harmonien auf dem Keyboard gleichen einer sehnsüchtigen Slide-Gitarre.

Damit gibt «Tears in Heaven» den Grundton von Claptons neuem Album «The Lady in the Balcony»

vor. Die siebzehn Songs, vierzehn davon im entspannten Akustik-Design, klingen, als wandere ihr Urheber durch die eigene Geschichte, begutachte die alten Schätze, poliere hier ein musikalisches Kleinod und setze da ein fast vergessenes Lied neu zusammen. Die Gelegenheit für diesen Besuch im Museum der Erinnerungen schien günstig: Im März 2021, als der Corona-Lockdown auch Grossbritannien fest im Griff hatte, entschied sich Clapton, die angekündigte Konzertreihe in seiner geliebten Royal Albert Hall um ein Jahr zu verschieben. Stattdessen rief er sein Quartett im historischen Anwesen von Cowdray Park in der Grafschaft West Sussex zusammen, wo die wunderbare Akustik der «Buck Hall» eine intime Wohnzimmernaufnahme für eine Art «Unplugged II»-Album garantierte.

Der nur selten gespielte «Golden Ring»-Song aus dem Album «Backless» von 1978 auf einer zwölfsaitigen Martin-Dreadnought-

Mit beiläufig-rauer Stimme scheint er in den Text versunken, als lausche er dem schmerzlichen Echo nach.

Gitarre wirkt jetzt wie eine nachdenkliche Vergangenheitsbewältigung. Neben der latein-amerikanisch angehauchten Version von «Black Magic Woman» findet sich mit «Man of the World» auch Peter Greens vielleicht persönlichstes Statement in souveräner Neudeutung. Der Gassenhauer «After Midnight» beginnt mit wuchtigen Basslinien von Nathan East, während «Bell Bottom Blues» entschlackt, fast ausgedörnt daherkommt.

Ob im Melodram «River of Tears» oder in der Neufassung seines vielleicht grössten Songs «Layla» – Clapton scheint den Liedern nicht länger aufstörende Bedeutungen für die Zukunft ablauschen zu wollen; er macht auf dem neuen Album seinen Frieden mit dem Kummer von einst. Einmal mehr erweist sich der Blues für ihn als musikalisches Medium seiner Selbstheilung.



Kathartische Kraft der Musik: Rockstar Clapton.



Vertonter Nervenzusammenbruch: Marc Almond (l.) und Dave Ball (r.) von Soft Cell.

Pop Punks mit Synthesizern

Dominik Imseng

Soft Cell: Happiness Not Included. Warner

«Das ist ein Akkord, das ein zweiter und das ein dritter. Jetzt gründe eine Band.» Nur wenige Jahre nach dem befreienden Dilettantismus des Punk entstand eine noch radikalere Do-it-yourself-Philosophie. Denn mit den ersten erschwinglichen Synthesizern brauchte es nur noch den Zeigfinger, um Musik zu machen. Vorausgesetzt, er landete auf den richtigen Tasten.

Auch der Kunststudent Dave Ball aus der nordenglischen Küstenstadt Blackpool besorgte sich Ende der 1970er Jahre eines dieser neuartigen elektronischen Tasteninstrumente. Zuerst nutzte er seine Klangmaschine, um die bizarre Performancekunst von Marc Almond – einem befreundeten Kommilitonen – mit Soundcollagen zu untermalen. Als sich herausstellte, dass dieser Almond genauso gern sang

wie seinen nackten Körper vor Publikum mit Katzenfutter einzuschmieren, nannten sich die zwei Studenten Soft Cell und begannen, schräge Popsongs zu schreiben. «Memorabilia» – die Debüt-Single vom März 1981 – flopte allerdings. Zu avantgardistisch war das Stück, das mit seiner repetitiven Basslinie Acid House vorwegnahm. Darum verlangte das Plattenlabel eine Nachfolge-Single mit mehr Chartpotenzial, ansonsten die Zusammenarbeit mit der jungen Band beendet würde.

Eine gehörige Portion Provokation

Soft Cell packten ihre letzte Chance gekonnt, indem sie eine Coverversion von «Tainted Love» aufnahmen, einem 1965 veröffentlichten Song der Amerikanerin Gloria Jones. Wo das Original auf Gitarre, Bläser und viel Tempo setzte, warfen Almond und Ball all dies über Bord und machten «Tainted Love» langsamer, dunkler, hypnotischer. Und dann war da noch dieses seltsame elektronische «Bink-Bink»-Geräusch, das die Coverversion durchzog. Der vielleicht minimalste Hook der Popgeschichte, der aber gerade darum die im Juli 1981 veröffentlichte Single zum weltweiten Hit werden liess.

Auch der verspielte Song «Bedsitter» oder das wunderbar melodramatische «Say Hello, Wave Goodbye» bescherten Soft Cell Erfolge, diesmal sogar selbstgeschriebene. Doch je populärer das Duo wurde, desto mehr hatten Marc Almond und Dave Ball das Gefühl, dass ihre Popularität ein einziges grosses Missverständnis war. Sah denn niemand, dass sie in Wahrheit Undergroundkünstler waren – voller Verachtung für das Musikgeschäft, das Kommerz über Kreativität stellte?

Eine gehörige Portion Provokation müsse her, fand das Duo. Ein für alle Mal sollte klargemacht werden, dass Soft Cell keine tumbe Pop-Combo waren, sondern eine Kultband. Also liessen die zwei Briten für die nächste Single ein Video drehen, das von A bis Z auf Skandal gebürstet war – mit Transsexuellen, Rinderhälften und einem Kleinwüchsigen in einem Fetischkostüm, passend zum provokanten Titel des Songs: «Sex Dwarf».

Das Video war ein gewaltiger Skandal, obwohl es gar niemand zu sehen bekam. Denn das Filmmaterial wurde von der britischen Polizei konfisziert, die Ausstrahlung des Machwerks verboten. Mittlerweile findet es sich – natürlich – im Internet, allerdings in zwei Versionen: der ursprünglichen und einer jugendfreien. (Sie werden rasch merken, welche Sie gefunden haben.) Die Zensurmassnahme und der pausen-

lose Drogenkonsum der zwei Musiker führten dazu, dass Soft Cell fortan einen Kurs der aggressiven Unkommerzialisierung fuhren. Vor allem

*Sah denn niemand, dass sie
Undergroundkünstler waren – voller
Verachtung für das Musikgeschäft?*

auf ihrem dritten Album – «This Last Night in Sodom» – betrieb die Band Selbsterstörung als Kunstform, viele der Songs waren krude Monoaufnahmen. Und doch: Was sich 1984 wie ein vertonter Nervenzusammenbruch anhörte, offenbarte sich als wegweisend für etliche spätere elektronische Musikstile – von Industrial über Dark Wave bis hin zu Techno.

Dass Marc Almond und Dave Ball inzwischen nicht mehr mit all jenen Schritt zu halten vermögen, die musikalisch in ihre Fussstapfen getreten sind, zeigte sich erstmals 2002, als das wiedervereinigte Duo das wenig überzeugende Album «Cruelty Without Beauty» vorlegte. Auch «Happiness Not Included», das neueste Werk der Band, für das sie sich zwanzig Jahre Zeit liess, enthält keine musikalischen Glücksmomente. Mit einer Ausnahme – dem

Song «Nostalgia Machine». Und zwar dann, wenn man ihn als Einladung hört, wieder einmal die ersten drei Platten von Soft Cell aufzulegen – diesen Punks mit Synthesizern, diesen Popstars wider Willen.

Leidenschaftlicher und verrückter, aber auch kreativer und wegweisender waren die 1980er Jahre selten.

Klassik

Schweizer Spätspätromantiker

Manuel Brug

Fritz Brun: Early Chamber Music. String Quartet No. 1. Sonata for Violin and Piano No. 1. Manuel Quartett, Stefan Meier, Alexander Ruef (Prospero)

Nein, man muss Fritz Brun nicht kennen, das ist keine musikalische Bildungslücke. Aber es lohnt sich, Musik dieses rettungslos späten Sinfonikers zu hören. Denn der Schweizer, 1878 in Luzern geboren, 1959 in Grosshöchstetten gestorben, war nicht nur über dreissig Jahre lang Chefdirigent der Sinfoniekonzerte der damaligen Bernischen Musikgesellschaft (heute Berner Symphonieorchester) sowie der Berner Liedertafel und des Cäcilienvereins.

So wie Wilhelm Furtwängler oder Arthur Nikisch komponierte er auch, sogar weit mehr als diese: zehn Sinfonien, verschiedene Orchesterwerke, ein Klavier-, ein Cellokonzert, vier Streichquartette, zwei Violinsonaten, Chormusik und Lieder weisen ihn als einen der produktivsten Schweizer Tonsetzer seiner Ära aus.

Leider wird kaum etwas davon heute mehr aufgeführt. Dabei gelangen diesem rührend aus der Zeit gefallenem Spätspätromantiker, der zeitlebens zwischen Brahms' geradliniger Harmonik und Wagners aufgewühlter Chromatik pendelte, sauber verarbeitete, durchaus originelle Werke. Immerhin wurden 2019

nach vielen Jahren Aufnahme­tätigkeit auf elf CDs mit insgesamt dreizehn Stunden Spielzeit Bruns sämtliche Orchesterwerke veröffentlicht. Der Schweizer Dirigent Adriano hat sie, finanziert von den Erben wie privaten Sponsoren, mit dem Moscow Symphony Orchestra und dem Bratislava Symphony Orchestra für Brilliant Classics eingespielt.

Geradlinig, souverän

Fritz Brun studierte in Köln, schloss schon früh Freundschaften mit Hermann Hesse und Othmar Schoeck. Er wurde in Berlin Klavierlehrer von Prinz Georg von Preussen, lebte kurz in London, dann als Dozent in Dortmund. Neben seinem Berner Amt war er von 1926 bis 1940 Vizepräsident der schweizerischen Musikgesellschaft. Nach 1941 zog er sich im Tessiner Dorf Morcote in die «Villa Indipendenza» zum Komponieren zurück. Seine Werke wurden von Volkmar Andreae, Hermann Scherchen, Carl Schuricht, Felix Weingartner, Paul Sacher, Hans Rosbaud, Dmitri Kitajenko und Mario Venzago aufgeführt.

Ganz pur kann man die frischen Einfälle Bruns und ihre kreative Verarbeitung auf einer neuen CD des entdeckungsfreudigen Labels Prospero mit früher Kammermusik hören. Zum ersten Mal überhaupt hat das Berner Manuel Quartett jetzt Bruns 1. Streich-

Das Streichquartett, als Spiegel von Naturerlebnissen, schmeichelt mit seiner sonnigen Schönheit.

quartett Es-Dur eingespielt; sowie dessen Primarius Stefan Meier mit dem Pianisten Alexander Ruef die gefühlvolle, aber schwere 1. Violinsonate in der Originalgestalt. Diese entstand wohl unter dem Eindruck unglücklicher Verliebtheit in die Geigerin Adele Bloesch-Stöcker, die dann einen anderen heiratete. Doch in dem schwungvoll-komplexen Dreisätzer ist diese vergebliche Leidenschaft gültig bewegter Klang geworden.

Und auch das Streichquartett, das als Spiegel von Naturerlebnissen des begeisterten Bergsteigers Fritz Brun gedeutet wird, schmeichelt mit seiner sonnigen Schönheit, dem Glanz seiner Tonflächen, der überlegten Verbundenheit gekonnt geführter Stimmen. Das ist eine rundum positive Musik, nicht überkomplex verquält, sondern geradlinig, souverän. Innovation findet man hier nicht, aber in sich ruhende Musik, die Hörvergnügen bereitet. Auch ohne jeden Aufbruchswillen wird man hier aufs Beste unterhalten und lernt Neues kennen. Fritz Brun kennt weder die pessimistische Dunkelheit Schoecks noch Frank Martins weltschmerzliche-moderne Raffinesse. Aber er bewahrt sich würdevoll seinen Stellenwert als überzeugter Romantiker.

Jazz

Neuer Jazz alter Meister

Peter Rüedi

The Cookers: Look Out! Gearbox GB1571CD

Die Band, die der Trompeter David Weiss im Jahr 2007 gründete, ist gleichzeitig ein Sonderfall und ein beredtes Exempel für den Stand der Kunst, genannt Jazz. Sie heisst bis auf den heutigen Tag The Cookers, nach einem Album von Freddie Hubbard von 1965. In Wahrheit meint der Name (wie schon die Titel der Miles-Davis-Prestige-Alben «Cookin'», «Workin'», «Relaxin'», «Steamin'») alles, was Jazz einmal meinte: heisse Dringlichkeit bei gleichzeitiger cooler Entspanntheit, souveräne Nonchalance bei optimalem Punch und Swing, verschwenderische, als Beiläufigkeit getarnte improvisatorische Brillanz, kompositorische Intelligenz und Stringenz.

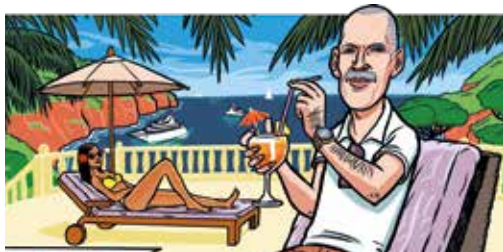
Das Porträt, welches das Fachblatt *Down Beat* der Titelstory seiner jüngsten Ausgabe voranstellt, zeigt um den Benjamin der Gruppe, deren Organisator, Trompeter, Arrangeur und Produzenten David Weiss (geb. 1964), eine Versammlung von *survivors* jener heroischen Zeiten, als im Jazz noch fast alles möglich und nichts gratis war. Bassist Cecil McBee (geb. 1935), Trompeter Eddie Henderson und Drummer Billy Hart (beide geb. 1940), Tenorsaxofonist Billy Harper (geb. 1943), Pianist George Cables (geb. 1944) und schliesslich Altsaxofonist Donald Harrison (geb. 1960). Ein Veteranentreffen, möchte man meinen, bis man den ersten Tune des Albums «Look Out!» hört, was nicht nur den Hinweis auf interessante Aussichten meint, sondern auch so viel wie «Aufgepasst!».

Tatsächlich liefern die alten Herren einen Jazz innerhalb bekannter Koordinaten – vier von ihnen gehörten einmal zu Art Blakeys Jazz Messengers (*Weltwoche* Nr. 4/22). Aber von «Weisst du noch» und «Play it again, Sam», von Nostalgie kein Hauch. Das fetzt und reisst mit. Und ist insofern abermals ein Lehrstück, als Jazz zwar immer die Kunst des Unerwarteten ist (wenn er denn eine Kunst sein will), dies aber nicht ganze Stile oder Sprachen meinen muss, sondern, wie hier sinnfällig wird, die Überraschung im Detail: was unerwartet und neu erzählt wird. In welchem Idiom auch immer; allenfalls, wie hier, *stories in an almost classical mode* (Harold Brodkey).

Auf das «almost» kommt's an. Die Stücke stammen von den Beteiligten, die Arrangements von Weiss, aber im Zentrum dieser Musik, ihr Fleisch und ihr Knochen, sind die hinreissend vitalen und klugen solistischen Erfindungen der alten Meister. Statements zur Sache. *No-nonsense music.*



LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Kleingeister

Mark van Huissing

«Vor einigen Jahren gab es Reklameplakate des Kleidergeschäfts Modissa, die eine junge Frau zeigten, mit der Headline: «Typisch Zürcherin, zu spät bei der Gala-Veranstaltung eintreffen, dafür als Erste ein Glas Champagner bekommen» (oder so ähnlich).» Diese Erinnerung erzählte ich in meinem Buch «Zürich», erschienen im deutschen Verlag Hoffmann und Campe, mit dem ich meine Stadt Leuten aus anderen Teilen der Schweiz sowie idealerweise dem Ausland näherbringen wollte. Die Botschaft, unter anderem: Bewohnerinnen und Bewohner Zürichs neigen nicht zu Selbstzweifeln, was als Überheblichkeit verstanden werden kann. Oder, in wärmerem Licht betrachtet, als *esprit large*, Grosszügigkeit (oder gar Grösse), im Denken und Handeln.

Das Buch kam 2013 raus. Und wenn ich heute darin blättere, kann ich bloss denken: *Ah, that was then, but this is now*. Die früher für gut befundene Grösse im Denken und Handeln, der *esprit large*, ist Kleingeistigkeit gewichen beziehungsweise von «Dörfs es bitzli weniger sii?»-Leuten vom Hof gejagt worden.

Exhibit 1 und vielleicht schlechtestes Beispiel für die Kleinmach-Neigung von heute ist die Sache mit Emil Bührles Sammlung im Kunsthhaus: Eigentlich sei zu ihm, verstorben vor 65 Jahren, und seiner Sammlung alles gesagt, stand in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Doch der Deutsche, der von hier aus die Nazis mit Waffen belieferte und so der reichste Schweizer wurde, bleibt ein «unkaputtbares Feindbild der Linken». Es geht denn in der Auseinandersetzung im Augenblick auch nicht um Weltklassewerke von wichtigen Künstlern beziehungsweise den aussergewöhnlichen Er-

weiterungsbau-Wurf eines Architekturstars, in dem die Sammlung inklusive Haftungsausschluss – ein Dokumentationsraum plus Herkunftsgeschichte jedes Bilds – untergebracht sind. Stattdessen urteilen Politiker im Wahlkampf, vor allem von der Alternativen Liste und den Grünen, streng über Bührle und dessen Leihgabe – diese sei vergiftet, sagen sie. Weil das besser tönt als: «Unsere kleine rot-grüne Stadt braucht mehr Velowege, weniger Parkplätze und Tempo 30 generell, aber keine hochfliegenden Pläne wie richtige Metropolen.»

Wenn wir's davon haben: Abgeschossen wurde vermutlich die Jubiläumsseilbahn der Zürcher Kantonalbank, die schon 2020 von der Landiwiese über den See ans Zürichhorn hätte führen sollen, so die Idee zum 150. Geburtstag der ZKB. In diesem Fall, *exhibit 2*, sind's Richter und Beamte, die mit bleischweren Entscheiden den Plan zu verunmöglichen suchen. Wozu

Ich wünsche mir den alten Zürcher Spirit zurück, der mich beeindruckte, als ich vor dreissig Jahren zuzog.

ein Sechzig-Millionen-Franken-Vorhaben, das ein paar hunderttausend Nutzern Freude bereiten würde, aber, wichtiger, eines Eintrags im kantonalen Richtplan bedürfte plus in einem schützenswerten Ortsbild läge?, lautet verkürzt die Begründung des Zürcher Verwaltungsgerichts.

«Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen»: «Genug Werbung gemacht, ZKB», stand im *Tages-Anzeiger*. Falls MvH-Leserinnen und -Leser es noch nicht wissen – wer Reklame macht, ist grundsätzlich suspekt. Erst recht, wenn's sich beim Werbetreiber um ein Unternehmen (eine selbständige öffentlich-rechtliche Anstalt in diesem Fall) handelt, das Geld verdienen könnte.

Exhibit 3 schliesslich in Kürze, der Entwurf ist mittlerweile klar, denke ich: ein neues Fussballstadion. Zweimal schon von den Abstimmenden Zürichs angenommen, nichtsdestotrotz bisher erfolgreich verhindert. Im Entwicklungsentwurf inbegriffen sind, nebenbei erwähnt, zwei Hochhäuser mit Wohnungen und Geschäften, irgendjemand muss ja die Rechnung zahlen im richtigen Leben. Wagt jemand eine Vorhersage betreffend den Baubeginn? Ihr Kolumnist weiss es nicht. So wenig wie woher die neue Lust

am Kleindenken respektive Niedermachen von Ideen kommt. Zürich wird schon länger von Linken, Roten und Grünen regiert; denkbarerweise kommt seit einiger Zeit dazu, dass die Gegensätzlichkeit, Spannungen und damit einhergehend die Trennung zwischen den Beteiligten zugenommen haben.

Ich wünsche mir den alten Zürcher Spirit zurück, der mich beeindruckte, als ich vor dreissig Jahren zuzog. In Bern, wo ich herkomme, wurde damals dieser Witz erzählt: «Was sagt ein Zürcher, wenn er das erste Mal das Meer sieht? «Ich habe es mir grösser vorgestellt.»»



UNTEN DURCH

Brunos Politik

Linus Reichlin

Meinem Freund Bruno hätte man nie das Wahlrecht verleihen dürfen. Denn seine politischen Ansichten werden von wechselnden Emotionen gesteuert. Wenn er in der Zeitung das Bild einer ölverschmierten Möwe sieht, sagt er: «Diese verdammten Öltanker! Warum werden die nicht endlich verboten! Die sollen doch das Öl in Lastwagen transportieren, dann könnte diese Möwe morgen noch leben!» Wenn er aber anderntags in den Nachrichten hört, dass Umweltschützer eine Autobahn blockiert haben, sagt er: «Diese verdammten Umweltschützer! Die bringen die Möwen um! Wenn die die Autobahn blockieren, muss man das Öl doch wieder mit Tankern transportieren!»

Jedoch kann ein einziger allzu heftiger Polizeieinsatz seine Meinung wieder völlig umkrempeln. «Diese Polidioten spritzen mit ihren Wasserwerfern die Demonstranten ab anstatt die ölverseuchten Möwen! Man sollte die Polizeidirektion mal gründlich nach Kommunisten absuchen, ich wette, sogar der Polizeichef

ist einer!» Je nach Tageslaune sagt er in Bezug auf die Polizei auch «... gründlich nach Nazis absuchen». Einmal, nachdem ein Missbrauchsfall in einem Pfarrhaus bekanntgeworden war, sagte Bruno, dass man die Polizeidirektion «... gründlich nach Christen absuchen» sollte, «denn andernfalls decken die sich doch nur gegenseitig! Decken – mein Gott, wie das schon klingt! Widerlich, diese Katholiken!» Je nach Falllage sagt er auch: «... diese Lutheraner!» Wenn er liest, dass der Iran möglicherweise angereichertes Uran besitzt, sagt er: «Iran – Uran, da ist doch *nomen* schon *omen*! Angereichertes Iran, so sollte man das nennen! Und das sind alles Männer! Da kann man sich ja vorstellen, wozu die eine Atombombe bauen! Sicher nicht, um sie als Yogamatte zu benutzen!»

An manchen Tagen möchte Bruno, dass die Russen überall dort einmarschieren, wo etwas passiert, das ihm nicht passt. Wenn er hört, dass es in Österreich illegale Hundekämpfe gibt, sagt er: «Die Russen würden mit so was schnell Schluss machen! Gegen Hundekämpfe ist eine Demokratie machtlos! Da hilft nur eine harte Faust!» Allerdings kann schon kurz darauf die Nachricht, dass ein Kampfhund ein Kind gebissen hat, dazu führen, dass Bruno sagt: «Man sollte überhaupt alle Hunde einschläfern, die grösser sind als ein Dackel! Die Chinesen machen das schon richtig, die essen das Zeug! Aber wenn bei uns ein Kampfhund gegessen wird, blockieren die verdammten Tierschützer die Autobahn! Wenn Demokratie bedeutet, dass jeder die Autobahn blockieren darf, dann verzichte ich darauf und wähle die Kommunistische Partei von China!»

Hört Bruno dann aber im Radio, dass die Kommunistische Partei von China den Verzehr von Hunden schon vor Jahren verboten hat, sagt er: «Das ist doch kein Kommunismus mehr! Die Chinesen sind schon kapitalistischer als der Papst! Von mir aus können die Russen in Peking einmarschieren. Aber das wird die Uno natürlich wieder verhindern!» Bezüglich der Uno oszilliert Brunos Meinung zwischen totaler Abscheu («Diese Gutmenschen-Organisation ist das Schlimmste, was der Menschheit seit der Bibel passiert ist!») und kühnen utopischen Hoffnungen: «Eines Tages wird die Uno die Russen in ihre Schranken weisen, und dann kommen hundert Jahre Weltfrieden!»

Was die Schweizer Innenpolitik betrifft, so ist Bruno am Montag für die Abschaffung aller Kantone, am Dienstag aber für die Schaffung eines

Kantons Bruno, damit er für sich selbst eine Steueramnestie erlassen kann. Am Mittwoch will er nächstes Mal die SVP wählen, weil er an der Kasse im Supermarkt hinter einer Türkin lange warten musste («Die haben ja alle zehn Kinder, und für die kaufen die dann natürlich auch ein!»). Am Donnerstag hingegen will Bruno die SP wählen, weil er im Solarium war und hinterher jemand an der Kasse im Supermarkt zu ihm sagte: «Du nicht vordrängeln, hier nicht Istanbul!»



FAST VERLIEBT

Die richtige Temperatur

Claudia Schumacher

Einer meiner Freunde ist vergangenes Jahr aus einer langen Beziehung geflogen. Was er verdaut hat – und jetzt wäre er langsam wieder offen für ein neues Wagnis. Wie es aussieht, ist da auch schon eine Frau. «Sie ist echt super», sagt er am Telefon, klingt aber gestresst.

Ich erfahre, dass die Dame eine Freundin seiner Mitbewohnerin ist. Er habe nach so vielen Jahren Beziehung gar nicht mehr gewusst, wie man das macht: flirten, intim werden mit einer fast Fremden. Aber dann habe sich alles ganz natürlich ergeben.

Sie hatte ihren Schirm in seiner WG vergessen. Weil seine Mitbewohnerin nicht da war, schrieb sie ihm und kam vorbei – er ahnte, dass ihr Besuchsgrund vorgeschoben war. Er machte einen Kaffee und wurde den Eindruck nicht los, dass sie ihn eindringlich ansah. Er entschuldigte sich auf die Toilette. Dort, so erzählt er, habe er sich im Spiegel angesehen, sich zwei Ohrfeigen verpasst und zu sich selbst «Go, tiger!» gesagt. Dann sei er zurück in die Küche, habe der Frau die Kaffeetasse aus der Hand genommen und ihr einen Kuss auf den Mund gedrückt. Sie habe den

Kuss «nur zu gern erwidert». – «Bravo!», juble ich: «Geradezu filmreif, du Hecht!» – «Ja», sagt er: «Das war echt schön. Aber jetzt ist es irgendwie schwierig.»

Der Sex sei super gewesen, und er habe den Eindruck gewonnen, es sei auch mehr als das. So hätten sie zum Beispiel Silvester zusammen gefeiert, das anschliessende Wochenende gemeinsam verbracht, kuschelnd und händchenhaltend Filme geschaut. «Aber?», frage ich. «Sie ist so kühl!», sagt er frustriert.

Nachdem ich ihn eine Weile ausgefragt habe, verstehe ich: Sie hat keine emotionale Ansage gemacht. Das heisst, sie hat ihm nicht nach zwei Wochen heissglühende Nachrichten geschickt, und sie hat bis jetzt – zwei Monate nach der ersten Nacht – kein Gespräch zur Definierung der Beziehung gesucht. Hmm. Ich wundere mich. Kann man es als Frau eigentlich richtig machen?

Die weibliche Klette, die nach dem ersten Mal einen Heiratsantrag erwartet, ist ein vielverlachtetes Klischee. Überlässt die Frau hingegen dem Mann die emotionale Führung beim Kennenlernen, ist das aber auch nicht recht? Als Frau die richtige emotionale Temperatur an den Tag zu legen, scheint mir eine diffizile Angelegenheit zu sein.

«Wie wäre es, wenn du einfach selber das Gespräch suchst, auf das du offenbar wartest?», frage ich ihn. «Wie meinst du?», fragt er. «Na, sag ihr doch einfach, dass du dir eine Beziehung mit ihr vorstellen könntest.» Am anderen Ende der Leitung wird erst mal nur geatmet. Da muss er nachdenken. «Das ist aber total unangenehm!», platzt es schliesslich aus ihm heraus. Ich muss lachen. «Was denkst du, wie es für sie ist?», frage ich.





FRAUEN

Rihanna

Ihre Geschichte erinnert an das Märchen von Aschenputtel: Die auf Barbados geborene Tochter eines gewalttätigen Crack-Süchtigen litt als Kind unter so heftigen Kopfschmerzen, dass Ärzte einen Tumor vermuteten. Heute ist Rihanna mit einem geschätzten Vermögen von 1,7 Milliarden Dollar die reichste Musikerin der Welt. Ihr letztes Album «Anti» ist sechs Jahre alt. Vielleicht ist sie zu gross und zu aussergewöhnlich für ein Musikbusiness, in dem die Pseudo-Authentizität eines Ed Sheeran und einer Adele gefeiert wird.

In der Schule wegen ihrer hellen Hautfarbe gequält, sprach sie kaum. Doch singen konnte sie, wurde mit fünfzehn von einem Talentscout entdeckt, mit sechzehn in die USA gebracht und von Jay-Z unter Vertrag genommen. Sie ist erst 33, hat in kürzester Zeit unglaublich viel erreicht, steht aber mit beiden Beinen fest auf der Erde: Zu einem Auftritt in einem Londoner Stadion nahm sie die U-Bahn, und immer wieder sieht man Bilder, auf denen sie Bier aus einem Plastikbecher trinkt.

Letzte Woche hat sie mit charakteristischem Aplomb verkündet, dass sie schwanger sei: In Jeans und einem aufgeknöpften pinken Chanel-Mantel bummelte sie mit ihrem Freund durch Harlem. Frauen, die mit ihrem Schwangerenbauch prunken, wirken in der Regel aufmerksamkeitsbedürftig und narzisstisch, Rihanna jedoch nicht. Übermenschliche Schönheit, gigantischer Erfolg, grosse Wohltätigkeit und bescheidene Herkunft verbinden sich bei ihr alchemistisch, wodurch etwas, was bei anderen Frauen geschmacklos wirkt, bei ihr Frische und Trotz ausstrahlt. Nie hat sie ihr richtiges Leben der Karriere geopfert, doch egal, was sie tut, es wird ein Erfolg. Während andere Entertainer an der Opfer-Olympiade wetteifern, schämt sich Rihanna nicht, fantastisch zu sein.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Heinrichs Liebling

Ein Grundstück, das einmal Heinrich VIII., dem berühmtesten Monarchen der letzten 500 Jahre, gehörte, steht zum Verkauf.



Das Land gehörte auch Queen Mary: Chobham Park House.

Heinrich VIII. war ein Nimmersatt und Immobiliennarr. Seine Fettleibigkeit verführte den Historiker David Starkey dazu, ihn «den König, an dessen Form sich alle erinnern», zu nennen. Noch berühmter sind die Frauengeschichten des Monarchen (1491–1547). Er war sechsmal verheiratet. Seine erste Ehe respektive deren Auflösung führte dazu, dass er mit dem Papst und der römisch-katholischen Kirche brach und die Church of England gründete. Oder wie es ein Geschichtslehrer einmal formulierte: «Blased mir id Schue, ich mach en eigne Lade uuf.»

Englands Nero

Seine Liebe zu Wohneigentum liess Heinrich am Ende seiner Regentschaft 55 Schlösser und unzählige Grundstücke besitzen. Eines davon, Chobham Park, kaufte er persönlich dem Abt von Chertsey ab.

Das ist bemerkenswert, weil Englands Nero, so sein Spitzname, während der von ihm ausgelösten englischen Reformation die katholischen Klöster zwischen 1536 und 1541 konfiszierte und meistens gleich verkaufte und mit dem Geld seine Kriegskasse füllte. Er selbst war

immer knapp bei Kasse. Chobham Park allerdings behielt er.

Das Anwesen liegt in dem historischen Ort Chobham, wo auch Progrock-Prinz Peter Gabriel (Genesis) aufwuchs, etwa eine Stunde südwestlich von London, in der Grafschaft Surrey. Das Land gehörte später Maria I., der Tochter Heinrichs VIII. und ersten Königin Englands, auch Bloody Mary genannt. Sie war davon nicht so angetan wie ihr Vater und verkaufte es schliesslich dem Erzbischof von York. Auf dem Grundstück steht seit rund 300 Jahren ein Gutshaus im georgianischen Stil, das man nun für 15 Millionen Pfund kaufen kann.

«Modernes Familienleben»

Auf dem riesigen Umschwung des Chobham Park House von gut vierzig Hektaren befinden sich unter anderem ein Swimmingpool, ein Tennisplatz, Stallungen und ein Polofeld. Das Haus selbst verfügt über acht Schlaf- und sechs Badezimmer. «Es ist voll auf ein modernes Familienleben ausgerichtet und fühlt sich nicht wie ein Museum an», sagt der Häuservermittler Tim Harriss von Knight-Frank-Immobilien in London.

Cony Sutter

Als Komiker gewann er den Prix Walo. 2018 trennte er sich von seinem Bühnenpartner und wurde von gesundheitlichen Problemen eingeholt. Heute strahlt Cony Sutter neuen Optimismus aus.

Weltwoche: Sie erfinden sich gerade wieder neu. Wohin zieht es Sie jetzt?

Cony Sutter: Ich bleibe in Schmerikon. Aber ich steige zusammen mit meiner Tochter Patricia in den Lebensmittelhandel ein – mit dem Geschäft «Frisch und fein» für Produkte wie Früchte, Gemüse, Saucen oder Teigwaren. Alles aus der Umgebung oder aus eigener Produktion. Ende Monat soll die Eröffnung stattfinden.

Weltwoche: Politiker. Unternehmer. Werden Sie quasi zum Donald Trump von Schmerikon?

Sutter: (Lacht) Eher nicht. Meine Politikkarriere ist abgeschlossen. Ich stieg reichlich naiv in dieses Projekt – und habe mir das alles ganz anders vorgestellt. Die Unterhaltungsbranche ist laut und turbulent; aber man weiss, woran man ist. In der Politik dagegen wird mit ganz anderen Bandagen und auch unfairen Mitteln gekämpft. Rückblickend muss ich sagen: Ich weiss nicht, welcher Affe mich gebissen hatte, dass ich mich dazu bewegen liess.

Weltwoche: Im Umfeld Ihrer Kandidatur als Gemeinderat in Schmerikon waren Sie wegen eines Autounfalls unter Alkoholeinfluss in die Schlagzeilen geraten ...

Sutter: Ich habe in meinem Leben nicht viele schwere Fehler gemacht – aber das waren vor rund anderthalb Jahren gleich zwei. Erstens die Kandidatur als Gemeinderat – und zweitens der Unfall vier Tage vor der Wahl. Das war ein enormer Schock für mich, warf mich total aus der Bahn. Ich wurde von den Medien damals überrannt. Das war zu viel für mich. Heute kann ich mein Verhalten nur bedauern und mich entschuldigen. Glücklicherweise gab es nur Blechschaden.

Weltwoche: Mit Ihrer Bar «Ahoi» wurden Sie hart von Covid getroffen. Wie sieht es heute aus?

Sutter: Wenn ich andere anschau, darf ich sagen: Wir halten uns über Wasser und stehen, den Umständen entsprechend, gut da. Aber wir verloren in den zwei Jahren der Pan-

demie 20 bis 40 Prozent Umsatz. Für 2021 habe ich die Zahlen noch nicht. Es reicht aber, um die laufenden Kosten und die Löhne zu bezahlen.

Weltwoche: Vergeht Ihnen das Lachen nicht? Oder mit anderen Worten: Gibt es den Komiker Cony Sutter noch?

Sutter: Selbstverständlich. Ich bestreite mit dem Basler Fredy Schär gemeinsame Unterhaltungsabende – wobei wir nicht zusammen auftreten, sondern uns aufteilen: eine Comedy-Night, zwei Shows mit Überraschungen. Und im «Ahoi» veranstalten wir ebenfalls regelmässig Unterhaltungsabende. Um die Menschen wieder in die Beizen zu locken, muss man ihnen etwas bieten.

Weltwoche: 2018 trennten Sie sich von Ihrem langjährigen Bühnenpartner Peter Pfändler. Wann darf man mit der Wiedervereinigung rechnen?

Sutter: Die wird es nicht geben. Nach der Trennung fragte mich Peter: «Also schreibst du auch nicht mehr für mich?» Ich sagte: «Nein.» Das war das letzte Mal, dass wir miteinander gesprochen haben. Ich erinnere mich gerne an die Zeiten mit ihm und würde nie schlecht über ihn sprechen. Aber vorbei ist vorbei.

Weltwoche: Gesundheitlich durchliefen Sie schwere Zeiten: Herz-OP, Depressionen, Lungenkrebs. Wie geht es Ihnen heute?

Sutter: Der Schatten auf der Lunge ist noch da. Aber damit kann ich leben. Davon abgesehen, geht es mir gut – sehr gut. Und ich bin voller Tatendrang.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für 2022?

Sutter: Die Rückkehr zur Normalität – in jeder Beziehung. Und ich bin optimistisch und rechne damit, dass ein Ruck durch die Gesellschaft geht. Und als Unternehmer bin ich der festen Überzeugung, dass jene gestärkt aus der Krise hervorkommen, die sich auch während der letzten beiden Jahre grosse Mühe gegeben haben. Ich sagte meinen Angestellten immer: «Auch wenn wir weniger Umsatz machen, müssen wir uns gleich fest oder noch fester anstrengen.» Wer sich während der Pandemie doppelt angestrengt hat, bekommt nun viel zurück.

Thomas Renggli



«Vorbei ist vorbei»: Sutter mit Comedy-Partner Pfändler (r.), 2014, und heute.

Der ehemalige Zürcher Radiomoderator Cony Sutter, 63, gründete Ende der neunziger Jahre mit Peter Pfändler das Kabarett-Duo Sutter + Pfändler. Die beiden hatten über 300 Fernsehauftritte und gewannen 2016 den Prix Walo.



Zeit fürs Frühstück

Restaurant Rosi, Sihlfeldstrasse 89,
8004 Zürich. Telefon 044 291 68 25.
Sonntagsbrunch 11–18 Uhr. 16 Punkte

Möglicherweise ist es eine Frage des Alters, aber Frühstück ist für mich schon länger nicht mehr die wichtigste Mahlzeit des Tages, wie es oft heisst. Letzten Sonntag jedoch war Zeit vorhanden und keine erzieherischen Verpflichtungen anhängig, so dass ich im «Rosi» in Zürich einen Tisch reservierte. Vor Ort liess sich leicht feststellen, dass eine ausführliche Mahlzeit, morgens um 10, 11 Uhr, tatsächlich etwas für jüngere Leute zu sein scheint – eine der wenigen Gelegenheiten, bei der bei mir in einem Restaurant das Gefühl aufgekommen ist, ein älterer weisser Mann zu sein.

«Rosi»-Küchenchef und Mitbesitzer Markus Stöckle ist meiner Meinung nach einer



der besten Köche der Stadt. Schon was er zum Brunch serviert, steht nirgendwo sonst auf dem Menü, wie das Wachtelei, das von einer Farce aus drei verschiedenen Fleischsorten umhüllt ist, das Geflügelleberparfait mit Flusskrebsegelee und Kombu-Algen oder der «Stramme Max»: eine gebratene, mit Trüffelmilch getränkte Scheibe Sauerteigbrot, belegt mit ausgezeichnetem Kochschinken, gewürzt mit etwas Meerrettich und vollendet mit zwei Spiegeleiern.

Um möglichst viel von diesen Gerichten, deren Mischung aus ehrlicher Bodenständigkeit und wohldurchdachtem Raffinement wirklich aussergewöhnlich ist, bestellen zu können, habe ich die Frühstückszeit auf etwas mehr als zwei Stunden ausgedehnt, so blieb noch Platz für Weisswürste mit Trüffel und ausgezeichneten hausgemachten *Brezeln* sowie einer leicht über den idealen Garpunkt pocherten Auster mit einem Stachelbeerdressing.

Nach einer kleinen Pause schliesslich gab es noch den «versoffenen Zopf», ein Stück Hefeweissbrot, klebrig, süss und wohlriechend übergossen mit einer Vanille-Marsala-Sauce – man muss wirklich kein Brunch-Liebhaber sein, um dieses grossartige kleine Stück Frühstück mit Freude zu essen, um es danach nie mehr zu vergessen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

«Was man täglich braucht, muss gut sein»

Mauro Ortelli: I Trii Pin. Merlot del Ticino 2020. 12,5 %. Ortelli, Azienda Vitivinicola, Corteglia. Fr. 15.–. ortellivini.com

Wein ist ein ganz besonderer Saft. Zunächst aber ist er ja nichts anderes als vergorener Traubensaft. Und, bei allen Raffinessen der Bewirtschaftung der Reben und der Kellertechnik, Weintrinker Peter Bichsel hat recht, der mir vor Jahren in der wunderbaren «Weinstube 1923» am Zürcher Central (unter einem Konterfei von Gottfried Keller, notabene) eröffnete: «Wäre kein Alkohol im Wein, es gäbe auf der Welt keinen einzigen Weinkenner.» Auf die Basis der Materie komme es an, vor allen verästelten und zuweilen überkandidelten interpretatorischen Überbauten der Weinpublizistik (die gelegentlichen Aus- und Abschweifungen dieser Kolumne inbegriffen). So gesehen, gibt es durchaus einen gemeinsamen Nenner zwischen der in Zeitungspapier eingewickelten Literflasche eines Penners auf der Parkbank und, sagen wir, einem Château Pétrus an der Table d'Hôte des «Baur au Lac» – und der heisst C₂H₆O_H.



Solch fundamentale Rückbesinnung ist gelegentlich ganz heilsam, mit meinen Trinkgewohnheiten hat sie allerdings nur bedingt zu tun. Die halten, grob gesagt, etwa die Mitte zwischen Parkbank und Spitzengastronomie, nimmt alles nur in allem. Wobei meine besondere Vorliebe Weinen gehört, die mehr sind, als sie scheinen; die unerwartet schönste Aussichten eröffnen, ohne dass ich mich in einem anspruchsvollen Aufstieg durch olfaktorische Steilwände hätte abmühen müssen. Sie sind, einfach so und ohne Wenn und Aber, ein schönes Geschenk.

Ein solcher Wein ist das, was ich meinen «Lieblingswein für jeden Tag» nennen würde, wäre er nicht der Wein, der den «glücklichen Tag» erst macht. Der fadengerade, nach relativ kurzer Maischung im Stahltank

ausgebaute Merlot I Trii Pin (drei Tannen) von Mauro Ortelli in Corteglia bei Mendrisio ist mir ein lieber Begleiter durch gute Tage und durch weniger gute: Die einen feiert, die andern erhellt er mit seinen frischen Kirsch- und Waldbeeraromen, feinen Tanninen und der belebenden Säure. Ein helles Vergnügen, wenn auch in den zunehmend wärmeren Jahren etwas voller am Gaumen geworden. So auch 2020, nach anfänglich viel Niederschlag ein gutes Jahr.

Auch bei Mauro Ortelli hat ein Generationenwechsel stattgefunden. Wie Christian Zündel (*Weltwoche* Nr. 4/22) bestimmt er noch Geist und Ausrichtung des Betriebs, arbeitet insbesondere noch im Weinberg und bei der Endkomposition der Weine. Die «operative Leitung» aber hat er an seine Söhne Enzo und zumal den in Changins ausgebildeten Lucio abgegeben. Der Trii Pin ist, zu meinem Glück, geblieben, was er war. Ein Wein, der mich an eine Anzeige von VW aus den sechziger Jahren erinnert. Sie zeigte ein Brot in der Form eines Käfers und darunter den Slogan: «Was man täglich braucht, muss gut sein».

Alles falsch

Wurden Elektrofahrzeuge von Anfang an völlig falsch positioniert? Ein Erklärungsversuch im neuen BMW iX.



Vermutlich laufe ich jetzt gleich Gefahr, mich als journalistischen Besserwisser darzustellen, der genau weiss, wie man es hätte machen müssen, ohne dafür auch nur einen Wimpernschlag lang Verantwortung übernehmen zu müssen. Deshalb formuliere ich etwas vorsichtig und stelle den folgenden Gedanken einfach mal zur Debatte: Kann es sein, dass man die Sache mit den Elektroautos falsch angepackt hat? Hätte man, statt auf moralische Argumente und übergewichtige Bedeutungsgrösse zu setzen und die Rettung der Welt als Einbahnstrasse für strombetriebene Fahrzeuge darzustellen, nicht eher auf viel praktischere oder auf technische Aspekte setzen sollen?

In den letzten Jahren habe ich Dutzende von verschiedenen E-Modellen ausprobiert. Vielleicht bin ich hartherzig, aber es kam mir dabei nie so vor, als ginge es jetzt gerade darum, dass die Malediven dank der Antriebstechnologie in meinem Auto nicht untergehen werden. Um es mit dem grösstmöglichen Grad an Banalität auszudrücken: Elektroautos fahren sich einfach sehr angenehm.

In den letzten Wochen war ich im neuen BMW iX unterwegs. Das Auto gibt zu reden; nicht etwa, weil es elektrisch fährt, sondern weil es, wie früher der BMW i3, in einer sehr eigenwilligen Designsprache gehalten ist. Den Ansatz halte ich für gelungen, auch wenn sich das Auge an Details wie den mit einer speziellen Folie bespannten Frontgrill erst gewöhnen muss. Da die Kühlfunktion des Grills nicht verwendet wird, kann dahinter die Sensorik, Kamera- und Radarsysteme, für teilautonomes

Fahren untergebracht werden. Im Innern wiederum ist der iX mit seinem Raumgefühl der Weite und Grosszügigkeit und einer Einrichtung (Modell «Suite») aus Holz und veganem Leder, die etwas an skandinavisches Wohndesign erinnert, eine schöne Welt für sich. Die Bedienelemente auf der teilweise freischwebenden Mittelkonsole sind schnell erfasst, der bekannte zentrale Dreh-Drück-Regler von BMW ist jetzt aus fein geschliffenem Glas, und insgesamt wird einem hier klargemacht, dass dies nicht irgendeine PKW-Variante ist, sondern eine neue, spannende Technologie.

Mit dem iX fuhr ich unter anderem mehrfach ins Engadin, Reichweitendiskussionen muss man auch bei grosser Kälte nicht mehr führen, über 500 Kilometer sind problemlos machbar, bei günstiger Witterung sollen bis zu 630 Kilometer möglich sein. Auch wenn der grosse Elektrowagen 523 PS leistet, ist die ideale Fortbewegungsweise damit eher entspannt und leise als dynamisch und schnell. Ob dabei die Umwelt in hohem Masse profitiert, scheint mir gar nicht so entscheidend, solange ich gutgelaunt am Ziel ankomme.

BMW iX xDrive50

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, elektrischer Allradantrieb, einstufiges Automatikgetriebe; Systemleistung: 523 PS (385 kW); max. Drehmoment: 765 Nm; Hochvolt-speicher: 105,2 kWh (netto); max. Ladeleistung (DC): 200 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,6 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Verbrauch (WLTP): 21,4–19,8 kWh/100 km; Reichweite: 549–630 km; Preis: Fr. 115 900.–, Testauto: Fr. 149 930.–



OBJEKT DER WOCHE

Highend für die Hosentasche

Audio-Player SR25 MK II von Astell & Kern
Für Fr. 829.– online erhältlich

Seit der erste Walkman 1979 für knapp 550 Franken auf den Markt kam, gab es keinen portablen Musikspieler mehr mit demselben durchschlagenden Erfolg.

Gut, der iPod löste im Mainstream Begeisterungstürme aus, doch flachten diese bald wieder ab, war das wohlgeformte Apple-Gerät doch bloss ein Zwischenstadium in der Metamorphose zum multifunktionalen iPhone. Sonst aber überlebten weder der hochsensible Discman noch die Minidisc-Geräte mit ihrem sonderbaren Tonträgerformat.

Das iPhone als Audio-Player erfüllt zwar seinen Zweck, die Tonqualität der MP3-Files lässt allerdings zu wünschen übrig. Sie kommt bei weitem nicht an jene einer guten CD oder einer Schallplatte heran, und für das geschulte Ohr des Audiophilen ist sie mehr Kakophonie als Hörgenuss.

Abhilfe schaffen Geräte, die Daten mit hochaufgelöster Tonqualität abspielen können. Beliebt in diesem Bereich sind derzeit die Audio-Player von Astell & Kern, die Daten optimal wiedergeben. Die sogenannten Flac-Files können über den Anbieter Tidal – das ist so etwas wie Spotify für High-End-Fans – abgerufen werden. Für einen hervorragenden Sound sind zudem entsprechende Kopfhörer nötig. Die Marke Astell & Kern stammt übrigens aus Südkorea. Erhältlich sind die kleinen, leistungsvollen Geräte zum Beispiel bei Müller & Spring in Brugg.

Benjamin Bögli



«Absolut authentisch»: Unternehmer Samih Sawiris, Mari Russi, Sonja Ringdal.



Nachbar und Freund der Galerie: «River House»-Hotelier Hermann Keller.



Besitzen einen Julen: Polit-Legende Franz Steinegger, Ehefrau Ruth Wipfli-Steinegger.



Gesprächsstoff: Daniel Schlauri, Lesley Pollock, Gundula Schlauri.



«Ich zog mich zurück und widmete mich in der Arbeit meinem engen Umfeld»: Künstler Heinz Julen mit Ehefrau Evelyne.

BEI DEN LEUTEN

Über die Grenzen hinweg

An der Vernissage des Zermatter Künstlers Heinz Julen in Andermatt blickte auch die Prominenz vorbei.

Thomas Renggli

Wer war zuerst? Die Familie Julen oder das Matterhorn? Historiker sind sich uneinig. Fest aber steht: **Heinz Julen**, Sohn des berühmten **August Julen**, ist von einer Muse geküsst, die man im Bergdorf sonst selten sieht. Er ist Architekt, Kinobetreiber, bildender Künstler und Maler in einem: «Wäre ich im Mittelalter geboren, hätte ich vielleicht Kirchen gebaut – und dann gleich noch die Fresken in der Dachkuppel gemalt.» In Andermatt präsentiert er vor allem Werke, die er während der Corona-Zeit geschaffen hat: «Ich zog mich zurück und widmete mich in der Arbeit meinem engen Umfeld.»

Der Grund, weshalb er zum ersten Mal überhaupt seine Werke in Uri zeigt, hat einen klaren skifahrerischen Bezug. Die Idee entstand, als **Bernhard Russi** in Zermatt mit **Franz Julen**, dem Cousin von Heinz, in Zermatt die letzten Details für die neue Weltcup-Abfahrt hinunter nach Italien besprach: «Diese grenzüberschreitende Strecke ist wie Kunst am Berg», sagt Franz Julen. Zu den Gästen an der Vernissage in Andermatt gehört auch **Samih**

Sawiris. Der Unternehmer würdigt Heinz Julen als «den wichtigsten Mann in Zermatt. Wer ihn kennt, hat einen grossen Vorteil.» Das künstlerische Schaffen Julens bezeichnet Sawiris als «absolut authentisch». Man spüre bei jedem Ausstellungsstück, dass sich der Künstler mit all seiner Kraft darin wiederfinde.

Das sehen auch **Franz Steinegger** und Ehefrau **Ruth Wipfli-Steinegger** so. Die beiden sind stolze Besitzer eines «echten Julen». Im Kaufpreis sei die Montage durch den Künstler höchstpersönlich inbegriffen gewesen, so der langjährige FDP-Nationalrat. Im Gegenzug habe man ihm Braten und Kartoffelstock serviert.

Ein grosses Kompliment kommt vom Luzerner Landschafts- und Porträt-Maler **Bruno Müller-Meyer**: «Heinz ist als Persönlichkeit äusserst inspirierend – und als Künstler einmalig.» Wer das Vergnügen hat, in den kommenden Wochen die Galerie von **Mari Russi** zu besuchen, wird diesen Worten kaum widersprechen. Die Julen-Ausstellung in der Galerie Art 87 in Andermatt dauert noch bis 13. März.



Freude an der Kunst:
Carmen und Hubert Christen.



«Kunst am Berg»:
Antoinette und Franz Julen.



Gelungene Vernissage: Galeriebetreiber, Lesley Pollock, Gedeon Regli und Mari Russi.



«Inspirierend»:
Kunstmaler Bruno Müller-Meyer.



Gäste in Andermatt:
Manuela von Wyttenbach, Bobby Arnold, Thomas von Wyttenbach, Kinder Taya und Lias.

Jetzt testen.

Neue App,
neue
Website.



DIE WELTWOCH

Steigen Sie
ein,
fliegen Sie
mit!

weltwoche.ch

Comeback des Jahres



Googeln Sie mal «Pink Floyd Animals».

Die Big-Air-Szenerie in Peking wirkt spektakulär und fremd, weil sie nichts mit dem Bergidyll des Wintersports gemein hat. Der anti-ökologische Industrie-Look löst das alpine Naturpittoreske ab. Die Bilder haben die Kraft, sich als Erinnerung an die Olympischen Spiele 2022 einzubrennen. Propaganda eines Landes, dessen politischer Mythos auf der Verherrlichung der arbeitenden Klasse be-

ruht? Charakteristisch für berühmte Bilder ist, dass sie stets eine Wiederkehr von Bildern sind, die schon einmal da waren. 1977 erschien das Album «Animals» von Pink Floyd. Die Lyrics teilen in Anlehnung an George Orwells «Animal Farm» die Menschen in Klassen ein: kapitalistische «Hunde», moralistische «Schweine» und «Schafe» als Mitläufer. Das Cover zeigte die Kulisse des Londoner Battersea-Kraftwerks. Es

war das Jahr, in dem der Aufstand der Arbeiterklasse in popkultureller Prägung das konservative Grossbritannien in Aufruhr versetzte. Auf dem Coverfoto flog allerdings kein Mensch durch die Szenerie, sondern ein Schwein.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich höre immer wieder, dass Männer Frauen sogenannte Dickpics aufs Handy senden, Frauen sind viel zurückhaltender mit der Präsentation ihres Geschlechts. Woran liegt das?
M. Z., Rapperswil

Na ja, diese Frage könnte man durchaus auch umkehren und sagen: Warum nur haben Männer das Bedürfnis, Frauen ungefragt ihr Genital zu zeigen?

Aber eins nach dem anderen. Es ist ein wenig so, wie schon Mani Matter sang: «Wil mir Hemmige hei». Unsere Geschlechtsteile sind ein sehr vulnerabler und sensibler Bereich unseres Körpers. Es ist daher ein natürliches Bedürfnis von uns Menschen, dass wir unsere intimsten

Körperteile bedecken möchten, um uns so zu schützen und auf eine gewisse Art zu distanzieren von anderen.

Und nun aber zurück zu meiner Frage: Die Digitalisierung führt zu einer vermeintlichen Distanz, weil man das Gegenüber nicht sieht und nicht wirklich spürt. Man wiegt sich in Sicherheit, weil man mit den Reaktionen des Gegenübers nicht direkt konfrontiert wird. Gleichzeitig kann man sich in seiner Fantasie aber ganz vieles ausdenken und ausmalen.

Und so kommen Männer auf die Idee, Bilder ihres Geschlechts zu versenden, um die Empfängerin zu schockieren oder zu erregen. Dies passiert oft aus einem Impuls heraus, in einem Moment der Geilheit, oft begleitet von einem gewissen Machtgefühl, das Männer

damit ausleben. Man kann es nun drehen und wenden, wie man möchte: All das ist nicht okay. Es ist nicht korrekt, es ist sogar gesetzeswidrig, und man kann jemanden somit auch anzeigen, der einem ungefragt Penisbilder schickt. Also besser die Finger lassen davon.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Rolf Hiltl

Der Inhaber des ältesten vegetarischen Restaurants hat zwei harte Jahre hinter sich. Seit kurzem arbeitet er weniger in seinen Lokalen mit – merkt's der Gast?

Traue keinem Restaurantbetreiber, der einen Gast zum Mittagessen empfängt, kann man sagen. Denn zwischen 12 Uhr und 14 Uhr muss *rush hour* sein und der Chef zum Rechten sehen. Genau das tut Rolf Hiltl, 56 – mittags ist er oft im Haus, das seinen Familiennamen trägt, in Zürichs Zentrum und trägt wie alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einen Kleber mit Namen- und E-Mail-Aufschrift an der Hemdbluse, «rolf-hiltl.ch». Also verabreden wir uns für 14.30 Uhr zum Espresso.

Es fällt auf, dass das grosse Restaurant eher schwach besucht ist. Einverstanden, die Stosszeit ist vorbei, dennoch war's früher belebter im Lokal, wo es durchgehend warmes Essen gibt (vom, in meinen Augen, besten Buffet der Stadt). Die vergangenen zwei Pandemiejahre, sagt Hiltl, seien «sehr hart» gewesen. Es habe ihn an die Geschichten aus schweren Zeiten – Weltkriege, Rezessionen, Ölkrise – seiner Vorfahren erinnert, erzählt er. Kommendes Jahr wird es 125 Jahre her sein, dass sein aus Deutschland eingewanderter Urgrossvater in diesem Haus das älteste vegetarische Restaurant der Welt (eigene Angabe) eröffnete. Rolf Hiltl, verheiratet und Vater dreier Kinder, ist der Vertreter der vierten Generation.

Dreissig Jahre lang Vollgas

Wenn er das Wort «hart» verwendet, beschreibe er damit nicht bloss den Geschäftsgang. Sondern auch seine Befindlichkeit: «Unsere Flagship-Location schliesst eigentlich nie, doch während der Pandemie mussten wir die Lichter löschen – ich habe gelitten.» Mittlerweile gehe es ihm wieder gut, «sehr gut». Und wenn ein Unternehmer was Positives über die Bundesverwaltung zu sagen hat, dann soll das auch wiedergegeben werden: «Der Staat hat tüchtig in die Taschen gegriffen, wir wurden kompensiert. Zum Glück.»

Nach der Pandemie sei vor der Pandemie, hört man zurzeit. Deshalb: Hat er gelernt, was er nächstes Mal, falls es denn ein solches geben sollte, anders, besser machen kann? Wo sich seine Firma noch entwickeln könne, sei auf dem Delivery-Gebiet, antwortet er. Diesen Bereich schaue er sich seit einiger Zeit genau an, er sei allerdings bis jetzt eher zur Einsicht gekommen,



«Wir wurden kompensiert. Zum Glück»: Gastronom Hiltl.

dass vor allem Pizza- und Sushi-Anbieter davon profitieren. Für seine Küche und Darreichungsform habe er noch kein Rezept entwickelt, wie Speisen in gewohnter Hiltl-Qualität und kostendeckend oder sogar mit Gewinn nach Hause geliefert werden könnten.

Seit vergangenem Jahr hält er sich mehrheitlich aus dem operativen Geschäft heraus. Er habe dreissig Jahre lang Vollgas gegeben, sagt er, der nach der Kochlehre im heutigen «Dolder Grand» die Hotelfachschule Lausanne besuchte. Jetzt kümmere er sich verstärkt um die Marke Hiltl. Was das genau heisst? Dass Gästen jederzeit die klassischen Gerichte, die sie bereits kennen, «etwa das Curry Colonial», in gleichbleibend hoher Qualität angeboten werden können – plus saisonale Ergänzungen natürlich –, egal,

wer gerade in der Küche arbeite, sagt er. Dazu brauche es unter anderem Manuals, in denen jeder Arbeitsschritt genau festgeschrieben sei.

Weiter betreffe die Digitalisierung auch die Gastgewirtschaftsbranche. Für das «Hiltl am Strand», im Mythenquai-Strandbad (er habe den Zuschlag bekommen, dieses Restaurant weiter betreiben zu dürfen), entwickelt sein Team zurzeit mit IT-Leuten eine sogenannte Click-and-Collect-Funktion. Damit können Gäste bestimmte Speisen online bestellen und anschliessend abholen.

Viel bemerkt habe man bisher nicht, dass er seit rund einem Jahr weniger im Geschäft arbeite (wenn auch mehr am Geschäft), sage ich zum Schluss. «Umso besser», findet er, «genau so soll's sein».

Mark van Huisseling

Vom Schwimmbad ins Haifischbecken

Wie schaut die Anwältin der Zukunft aus? Flavio Romerio, Chef von Homburger, der renommiertesten Wirtschaftskanzlei der Schweiz, nennt das vielversprechendste Talent.

Florian Schwab

Auf Rätoromanisch bedeutet der Gruss «Allegra» so viel wie «Freue dich». Ein Vorname, der gut passt zum freundlichen Naturell der Ostschweizer Mittdreissigerin. Bündner Wurzeln hat Rechtsanwältin Allegra Arnold allerdings keine. Sie ist in der Stadt St. Gallen aufgewachsen. Beim Schwimmclub Wittenbach feierte sie als Kind und junge Erwachsene sportliche Erfolge, kulminierend in der Goldmedaille bei den Schweizer Meisterschaften über 50-Meter-Freistil und 50-Meter-Brust. Das war 2007 und 2014.

Heute trifft man die Juristin – auf das Studium in Neuenburg mit dortigem Anwaltspatent folgte ein LLM in London – eher an ihrer beruflichen Wirkungsstätte im Zürcher Prime Tower als im Schwimmbad. Arnold, tadellos gekleidet, und die modernen, hellen Arbeitsräume zuoberst in dem modernen Büroturm wirken als Einheit. Arnold ist Spezialistin für Wettbewerbsrecht und Regulierung bei der Schweizer Wirtschaftskanzlei Homburger.

Man muss Freude haben

Wenn sie ins Spiel kommt, geht es um etwas. Arnold berät Kunden im Wettbewerbsrecht. Vor allem kommt sie bei Firmenübernahmen und Fusionen zum Einsatz. Erfordert eine solche Transaktion die Genehmigung der Wettbewerbskommission, verhandelt sie mit der Behörde. Oder, wenn jemand einen ihrer Kunden des Missbrauchs einer marktbeherrschenden Stellung bezichtigt, vertritt sie diesen auch vor Zivilgerichten. Ihre heutige Lebenswelt ist also eine Art juristisches Haifischbecken.

Die Kunden von Homburger, das sind im Wesentlichen grosse und wichtige Firmen, viele davon global tätig. Kurzum: Arnold hat das, was man gemeinhin als Stressjob bezeichnet. Lange Arbeitstage beim Abschluss einer Transaktion sind keine Seltenheit. Es kommt vor, dass ein Kunde aus Amerika plötzlich ein wichtiges Anliegen hat, während sie gerade beim Abendessen mit ihrem Mann und ihrem zweijährigen Sohn sitzt. Dann muss sie ans Telefon, und unter Umständen findet der Familienabend ein abruptes Ende. Da Arnolds



«Mehr als herausragende Rechtskenntnisse»: Anwalt Romerio.

Flavio Romerio ist Managing Partner bei der prominenten Schweizer Wirtschaftskanzlei Homburger in Zürich. Über Allegra Arnold sagt er: «Um morgen als Anwältin erfolgreich zu sein, braucht es mehr als herausragende Rechtskenntnisse. Nötig ist die Fähigkeit, unterschiedlichsten Menschen auf Augenhöhe und mit Sympathie zu begegnen. Das Talent, ein Team zu motivieren, damit es seine Grenzen überwindet und alle das Beste aus sich herausholen. Und das Geschick, Familie und Beruf in einem fluiden Arbeitsumfeld freudereich zu vereinbaren. Allegra beherrscht dies auf bemerkenswerte Weise und lebt uns ihr Können jeden Tag mit viel Charme vor.»

Arbeitsalltag aber ohne fixe Arbeitszeiten auskommt, bietet der Job auch die nötige Flexibilität, um ihn bei Bedarf die Bedürfnisse der Familie anzupassen.

In einem Alter, wo sich viele Frauen von der aussichtsreichen beruflichen Laufbahn verabschieden, geht es bei ihr erst richtig los. Als «brillant» und als «schweizweit eine der Besten ihres Fachs» wird sie von Juristenkollegen gelobt. Und sie ist ein Vorbild in Sachen Verbindung von Beruf und Familie. «Zwischen

dreissig und vierzig kann vieles zusammenkommen», hält sie fest: Kinder, sofern man welche wolle, berufliche Weichenstellungen et cetera. «Nicht wenige Frauen, aber auch Männer fühlen sich zwischen Beruf und Familie aufgerieben.» Wenn man nicht an beidem Vergnügen habe, dann gehe es unmöglich. «Mir bereitet beides grosse Freude.» Natürlich: «Viel arbeiten macht müde und ist streng.» Damit das auf Dauer aufgehe, brauche es neben der Freude und der Befriedigung, auf hohem Niveau zu bestehen, eine Art Auffangnetz.

Bewusste Auszeiten

Im Falle der Familie Arnold besteht dieses Auffangnetz darin, dass beide Elternteile Teilzeit arbeiten, sprich: jeder grundsätzlich einen Wochentag zu Hause verbringen kann. Ihr Mann, ein Vermessungstechniker, hat einen zeitlich besser planbaren Job. Dazu kommt die Unterstützung durch das familiäre Umfeld. In ihrem intensiven Alltag nimmt sich die junge Top-Anwältin bewusste Auszeiten. Bei Homburger animiert sie eine Gruppe, die über Mittag Sport treibt. «Und es ist auch wichtig, einfach mal eine Viertelstunde mit jemandem einen Schwatz zu halten.»

Sie sagt es und sitzt, in sich ruhend, am runden Konferenztisch im Prime Tower. Aber man weiss: Allegra Arnold ist eine juristische Hochpräzisionswaffe. Ihre Dienste werden in Zukunft noch stärker gefragt sein. Denn die gesetzliche Regulierung wird immer engmaschiger. Für die Anwaltszunft ist das zwar gut, aber aus politphilosophischen Gründen steht die Juristin diesem Trend kritisch gegenüber. «Je mehr sich das Unternehmertum entfalten kann – natürlich innerhalb vernünftiger gesetzlicher Grenzen –, desto besser geht es dem Land und dessen Wirtschaft.»

Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass Arnold in zehn Jahren ungefähr dasselbe macht wie heute. Ihr Ziel ist es, in ihrem Feld irgendwann selbständig zu sein. Den schnellen Erfolg suche sie indes nicht. «In Sachen berufliche Laufbahn setze ich eher auf Langfristigkeit und Nachhaltigkeit.»



Es geht erst richtig los: Top-Juristin Arnold.

Weltwoche Nr. 7.22
Bild: Gerry Nitsch für die Weltwoche

Nina Christen, Olympiasiegerin

Die Goldschützin wünscht sich eine Wehrpflicht für alle und träumt von einem Flug im Himalaja; einen schönen Winterabend würde sie am liebsten mit dem Kabarettisten Simon Enzler verbringen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Nina Christen: Alle Menschen, die den Holocaust überlebt haben und sich dafür einsetzen, dass wir den Zweiten Weltkrieg nie vergessen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Christen: Am Kopf, aber nicht im Gesicht.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Christen: Ich finde schon.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Christen: Vor Krieg.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Christen: Vor zwei Wochen, als ich mehrere strenge Tage hatte. Das Schöne daran ist, dass es hilft, wieder klare und positive Gedanken zu fassen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Christen: Selbstsicherheit und Selbstständigkeit.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Christen: Keiner, wir brauchen sie alle.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Christen: Da habe ich keinen konkreten Namen. Ich traue der Bundesversammlung zu, die fähigste Person zu wählen.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren Freunden genannt?

Christen: Nina, weil es aus kurzen Namen selten gute Spitznamen gibt.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Christen: Rosen haben Stacheln, und Kakteen haben Dornen.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Christen: Keine konkrete; ich finde, die Mischung macht's.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Christen: Nein.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Christen: Das behalte ich für mich.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Christen: Wohl eher Waffen, als Schützin zählt mein Haushalt einige.

Weltwoche: Welcher Traum lässt Sie nicht los?

Christen: Der Traum, eines Tages im Himalaja zu fliegen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Christen: Meine unter Stress abgekaute Nagelhaut.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Christen: Mit Simon Enzler. Das wäre die perfekte Mischung aus Humor und Wahrheit.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Christen: Nein, gar nicht.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Christen: Ich muss niemand werden, ich bin schon jemand.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Christen: Hmm, kommt auf die Umstände an.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Christen: Weil ich bis jetzt für mich keinen Grund gefunden habe.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Christen: Wehrpflicht für alle.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

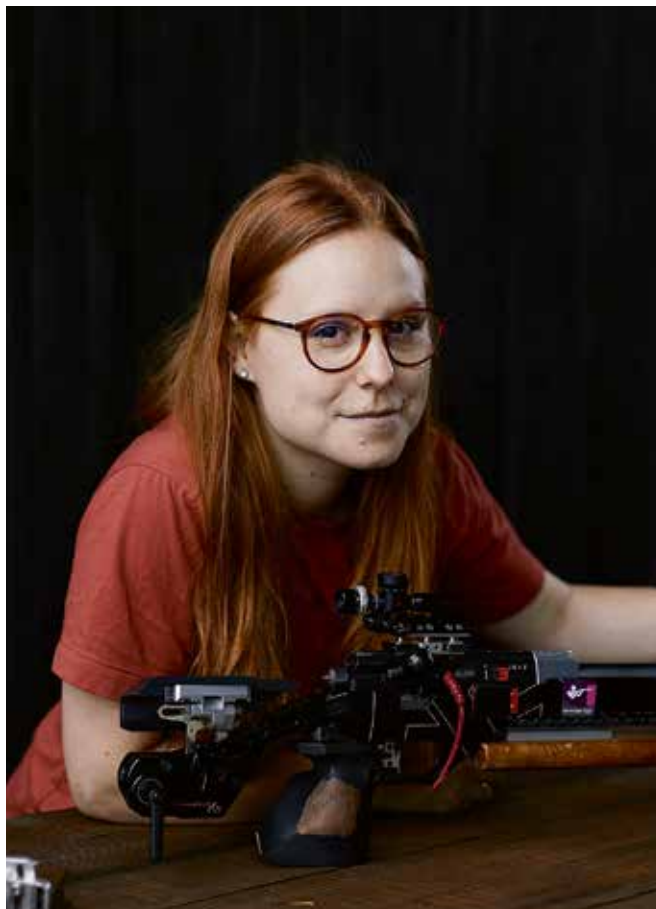
Christen: Mücken und Wespen, die sind aber auch lästig.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Christen: Meine Mama.

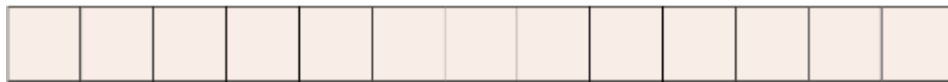
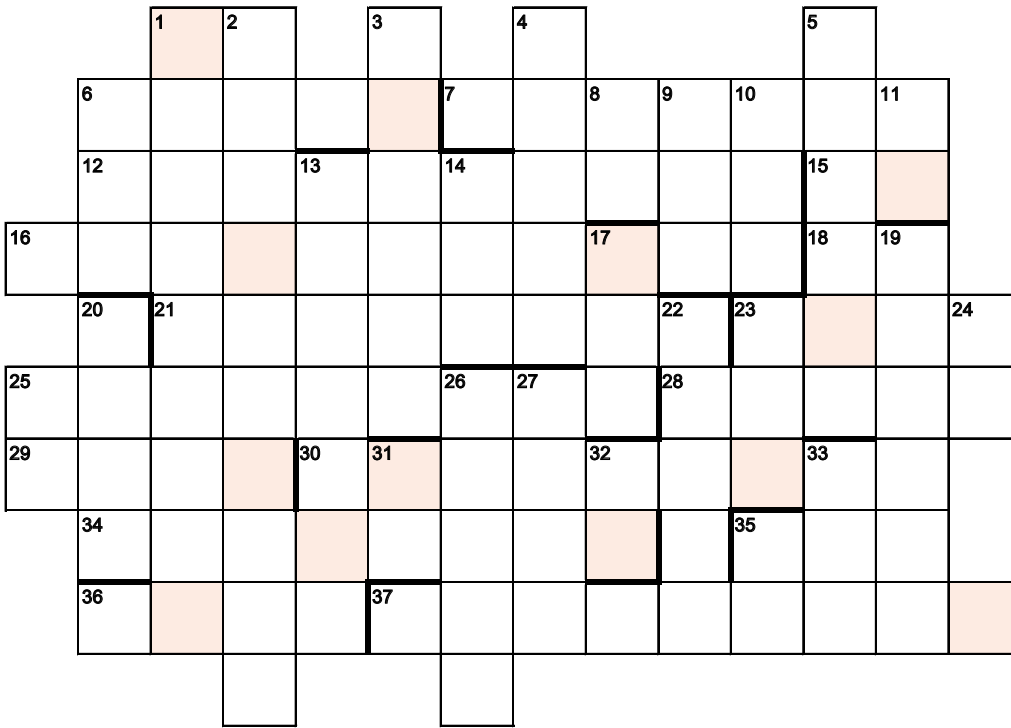
Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Christen: Mit der Familie oder zusammen mit guten Freunden bei gutem Essen.



«Rosen haben Stacheln und Kakteen haben Dornen»: Sportlerin Christen, 28.

Die Stanserin gewann an den Olympischen Spielen in Tokio 2021 die Goldmedaille im Kleinkaliber-Dreistellungskampf und die Bronzemedaille im Luftgewehrschiessen.



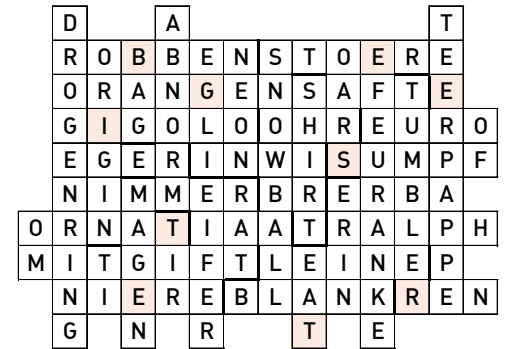
Lösungswort — mustergültige Insekten?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 kurzes Mittelalter 6 wodurch sich manche gezogen fühlen 7 benehmen sich aus naheliegender Grund wie eine Horde Affen 12 typische Eigenschaft eines Tschopens? 15 wo Filmsoldat Lämppli schon diente, bevor Filme in solcher Auflösung übertragen wurden 16 Ekel, wie er in Kreuzworträtseln viel seltener auftritt 18 Laut in Hörweite 21 wozu Büroklammern dienen und wo sie manchmal stecken 23 so werden manche Mädchen von ihren Eltern und manche Jungen von ihren Kollegen genannt 25 ein Gewächshaus oder was darin betrieben wird 28 nicht mehr der Jüngste 29 dito, frostig oder kreisförmig 30 Lehrling in der Metallindustrie? 34 Impuls, der zum Urnengang werden könnte 35 passender Name für 17 senkrecht 36 gleichgestellt sowohl unter Wissenschaftlern als auch unter Lords 37 an kalten Buffets beliebte, aber unbeliebt machende, Tätigkeit

Senkrecht — 1 im einstigen China geachtet, im winterlichen Europa verzehrt 2 ohne Circonflexe, Aigu oder Grave? 3 sehen angeblich alle aus, als ob sie Emma hiessen 4 mehr als nur ein Stopp, tönt weitherum 5 englisch für loslassen? 6 wo Matrosen an Bord gehen, egal ob sie so heissen oder nicht 8 steht ganz unten auf vielen Zifferblättern 9 frostig anmutender Zug 10 hat seine Fortpflanzungsfähigkeit eindeutig unter Beweis gestellt 11 19 senkrecht, wenn er Druckfarbe sparen möchte 13 jemand, der Auerochsen anstelle von Hanteln benutzt? 14 braucht wenig Platz und leitet Giftanschläge ein 17 Wappentier sowohl am Nord- als auch am Südufer des Bodensees 19 Zugang zum Schweizer Innenministerium? 20 webt die Welt bis ans Ende der Zeit und wird dafür besungen 22 stehen nicht nur bei Musik-Prüfungen im Zentrum 23 Helmut F., wenn nicht Albrecht, sondern Übülüd 24 wie 18 waagrecht, aber in der Nähe 25 liegt sowohl in der Südostschweiz als auch in Südosteuropa 26 ist am Kopf konvex, aber am Auto konkav 27 invertierte Gewerkschaft, in Ostasien beheimatet 31 so endet nicht nur manches SMS, sondern auch mancher Grosserfolg 32 verhält sich zu Pl. wie Ez. zu Mz. 33 zauberhaft, aber in England manchmal teuer 35 8 senkrecht plus

Lösung zum Denkanstoss Nr. 754



Waagrecht — 4 ROBBEN 9 STOERE 12 ORANGENSAFT (orangen Saft) 15 GIGOLO 16 (B)OHRmaschine 17 EURO 19 Hosentraeger 20 Zentrum von (H)INWIL 21 SUMPFF 22 NIMMER 26 BReakdance 27 ERBA (ital. f. Gras, Kraut) 28 KarnivORNA-Tur 30 IAA 31 RALPH Ruthe 32 MITGIFT (mit Gift) 34 LEINE 36 NIERE 37 BLANK 38 REN

Senkrecht — 1 DROGENRING 2 ABNORM 3 TEERPAPPE 5 ORIGIN (engl. f. Ursprung) 6 BAG (engl. f. Tasche; Bundesamt für Gesundheit) 7 Beatrice EGLI 8 NEON 9 SNOWBALL 10 OARS (engl. f. Ruder) 11 EFEURANKE 13 SHIRT 14 TUMBLER 18 OF 23 MAGENTA 24 EIFER 25 RAT 27 ERIN 28 OM 29 TIR (Stiftung für das Tier im Recht) 33 TI (ital. f. dich) 35 EAT

Lösungswort — **BEGEISTERT**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

CUPRA BORN

100% ELEKTRISCH



THE IMPULSE
OF A NEW GENERATION

Er ist da. Der neue CUPRA Born: 100% elektrisch, 100% CUPRA. Er überzeugt mit gewohnt stillichere Design innen wie aussen. Dank seiner hochentwickelten elektrischen Antriebstechnologie schafft er ein bislang unerreichtes Fahrerlebnis. Tauchen Sie ein in eine neue Ära der Mobilität.



Klein- und Kompakwagen Elektro
AUTO BILD, Ausgabe 45/2021 &
BILD AM SONNTAG, Ausgabe 46/2021

[cupraofficial.ch](https://www.cupraofficial.ch)

CUPRA Born, 204 PS, 19.4 kWh/100km, 0 g CO₂/km. Kat. A

